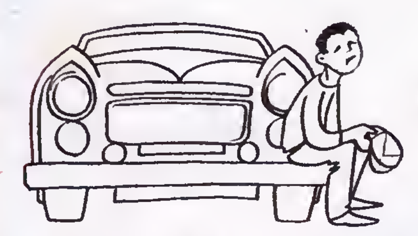


Unser Titel: Nach ihrer vielbeachteten Rolle in dem Sagan-Film „Bonjour Tristesse" — die 22jährige französische Schauspielerin Mylène Demongeot

Sternschnuppen

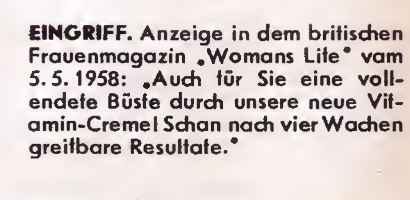
MEISTERSCHÜTZE. Ein Polizist der Stadt Corpus Christi (Texas, USA) ertappte einen Einbrecher auf frischer Tat. Der Polizist schoß das Magazin seines Trommelrevolvers völlig leer, ohne den Einbrecher zu treffen. Schließlich warf er voller Wut den Trommelrevolver nach dem Fliehenden. Der Verbrecher brach bewußtlos zusammen.



HELFT DEN ARMEN. Vertreter der Studentenschaft der Universität von Walla-Walla (Washington, USA) erklärten, eine Erhöhung der Stipendien für bedürftige Studenten erschiene schon deswegen notwendig, weil es vielen von ihnen in Anbetracht der hohen Benzinpreise nicht mehr möglich sei, im eigenen Wagen zu den Vorlesungen zu fahren.

STRENGE BRÄUCHE. Wegen „Zusammenarbeit mit dem Feind" — eine Anklage, die in Ägypten mit dem Tode bestraft werden kann — muß sich vor einem Kairoer Militärgericht Fahmy Tewfik verantworten. Der 40jährige Tewfik hatte im November 1956 während der Besetzung der Suez-Kanal-Zone durch britische und französische Truppen einige Hemden britischer Soldaten gewaschen.

INTRIGANT. In der städtischen Leihbücherei Bielefeld verlangte ein Achtjähriger Fachliteratur über Hypnose. Als er gefragt wurde, wozu er die Fachliteratur benötige, erklärte er, er wolle seinen älteren Bruder hypnotisieren, damit dieser ihm abends das häusliche Geschirrabwaschen abnehme.



REALISMUS. Der Kreisausschuß Torgau/Elbe des sowjetzonalen „Deutschen Kulturbundes" verschickte an seine 370 Mitglieder Einladungen zur Jahreshauptversammlung. Gleichzeitig ließ man zu diesem Zweck im HO-Zentralhotel der Stadt das kleine Gesellschaftszimmer reservieren. Das Zimmer bietet höchstens Platz für 40 Personen.

NATURVERBUNDEN. Kaum war von dem amerikanischen Wetterdienst ein Wirbelsturm in Richtung auf die Stadt Jacksonville (Florida, USA) gemeldet worden, da ließ der Grundstücksmakler Jesse Lestring einen Werbeslogan über die örtlichen Rundfunkstationen verbreiten, der in dem Aufruf gipfelte: „Bis zum Eintreffen des Tornados 25% Ermäßigung auf alle Gebäudepreise." Eine Stunde nach dem Vorüberziehen des Tornados sendeten die Rundfunkstationen folgenden Slogan des gleichen Maklers: „Reichhaltiges Angebot an leicht beschädigten Häusern zu sensationell herabgesetzten Preisen! Nützen Sie die einmalige Chance."

BEINAHE. Leserzuschrift in der Ostberliner Zeitung „BZ am Abend" vom 8. 5. 1958: „In einem Geschäft für Industriewaren der HO (der staatlichen Handelsorganisation) in Berlin-Pankow, Florastraße 18, wurde einer 72jährigen Rentnerin auf ihre Frage, ob Toilettenpapier vorhanden sei, von einer Verkäuferin geantwortet: ‚Nein, aber wir haben eine große Lieferung Dachpappe hereinbekommen'."



VOLLDAMPF VORAUS. Aus dem „Heidelberger Tageblatt" vom 14. 5. 1958: „Und deshalb war es eine der wichtigsten Aufgaben der portugiesischen Abwehr in Lissabon, zwischen dem Jahre 1130 und 1445 alle Nachrichten zu vertuschen, die von der geheimnisvollen Dampferroute nach einem mysteriösen Land im Westen wissen konnten."

SCHÖNE JUGENDZEIT. Radio Peking sendet neuerdings häufig ein Unterhaltungslied, dessen Text mit den Worten beginnt: „Liebe Mutter, ich möchte gern aufs Land gehen, um mich an körperliche Arbeit zu gewöhnen."

EINGRIFF. Anzeige in dem britischen Frauenmagazin „Womans Life" vom 5. 5. 1958: „Auch für Sie eine vollendete Büste durch unsere neue Vitamin-Creme! Schon nach vier Wochen greifbare Resultate."



EHRT DIE FRAUEN. Der Berufsringer Radger de la Perte erklärte in einem Interview mit der Pariser Zeitung „Figaro": „Wenn man als Catcher aus dem Ring fällt, so ist nicht der Sturz zu fürchten, sondern das weibliche Publikum in den ersten Sitzreihen. Ich bin noch von keinem Gegner im Ring so fürchterlich gebissen, zerkratzt und geschlagen worden, wie von den Frauen auf den ersten Plätzen."



Mylène Demongeot

hätte eigentlich eine Konzertpianistin werden sollen; sie hatte bereits sieben Jahre am Konservatorium hinter sich, als sie kurzentschlossen umsattelte: Sie wurde Mannequin bei Christian Dior. Aber bereits wenige Wochen nach ihrem ersten Auftritt wurde sie vom Film engagiert. Wir sahen sie in „Kinder der Liebe", „Reif auf jungen Blüten" und den „Hexen von Salem". Sie gab Gastspiele in London und errang Erfolge in Pariser Theatern Foto: S. Pandis

Der Stern

erscheint an jedem Mittwoch im

Verlag Henri Nannen GmbH

Hamburg 1, Curienstr. 1, Pressehaus, Telefon 32 28 91, Nachtnummer 32 05 28 oder 32 53 31, Fernschreiber 021 11 83

Chefredakteur: Henri Nannen

Stellvertreter: Karl Beckmeier

Chef vom Dienst: Kurt Bacmeister

Redaktion: Nick H. Barkow, Günter Dahl, Joachim Heldt, Dr. Gerd Hennenhofer, Hans Herlin, Michael Harbach, Franz Kliebhan, Henry Kolarz, Erhard Kartmann, Wolfgang Löhde, Hans-Joachim Ludwig, Hans Nagly, Rolf Oertel, Günter Radtke, Wolfgang Schrops, Eberhard Seeliger, Hans Wehrle, Kurt Walber

Ständige Sternreporter: Hannes Betzler, Georg Brock, Ralf Gilhausen, Gerd Heidemann, Hans Fischer

Berliner Redaktion:
Hannes Dahlberg, Berlin-Halensee, Kurfürstendamm 71, Telefon 97 44 54

Süddeutsche Redaktion:
Ernst Grassor, München 2, Arcostr. 5, Telefon 55 53 63
Fernschreiber München 05 23204

Hannoversche Redaktion:
Lothar Wiedemann, Hannover, Friedenstraße 9, Telefon 2 61 36

Frankfurter Redaktion:
Bruno Waske, Frankfurt am Main, Duisbergstraße 3, Telefon 55 40 24

Südwestdeutsche Redaktion:
Reinhard Überall, Stuttgart-S, Hohenstaufenstr. 19, Telefon 70 83 93

Ausländische Redaktionen:

Wien: Dr. Ernst Brauner, Wien VII, Lindengasse 48, Telefon 44 46 76, Fernschreiber 01/1162

Rom: Klaus Rühle, Rom, Via Monte Tamatica 4, Telefon 89 82 45

Mailand: Dr. Mario Pelancini, Mailand, Via Kramer 32, Telefon 20 34 78

Paris: Edmond Lutrand, Paris VIe, 15, rue de l'Echaudé-Saint-Germain, Telefon DAN 90-94

London: Peter G. Wichmann, London SW 10, 19, Redcliffe Square, Telefon FREmantle 2298, Telegramme: pixteature London

New York: Yvonne Spiegelberg, 1349 Lexington Avenue, New York 28, N. Y. Telefon: SAcramento 2—7700

Anzeigen und Vertrieb: Henri Nannen GmbH, Hamburg 1, Curienstraße 1 (Pressehaus), Tel. 32 28 91. Anzeigenpreis nach Tarif, Liste 19 vom 1. 4. 1958. Alle Zahlungen auf das Konto des Verlages beim Bankhaus Brinckmann, Wirtz & Co., Hamburg 1, oder Postscheck Hamburg 84 80. Preis des Einzelheftes 0,50 DM, bei Lieferung frei Haus zuzüglich ortsüblicher Zustellgebühr (Ausgabe B monatlich 1,62 DM zuzüglich Zustellgeld, nur für Buchhändler), Monatsabonnement 2,16 DM zuzüglich Zustellgeld. Bestellungen nehmen sämtliche Postanstalten, Zeitschriftenhandlungen sowie der Verlag entgegen. Der Stern darf nur mit ausdrücklicher Genehmigung des Verlages in Lesezirkeln geführt werden.

Satz: Gruner Druck GmbH., Hamburg 1, Curienstr. 1 (Pressehaus). Tiefdruck: Gruner & Sahn, Itzehoe in Holst. Printed in Germany.





so weich war Wäsche nie!



Das neue Persil -

Ihre reinste Freude

Ja - das liegt nur an Persil! Das neue Persil wäscht einfach prächtig ... es pflegt die Wäsche wirklich weich - schont wie gewohnt und bietet noch viel, viel mehr ...



... und was bietet das neue Persil?

Neben echter werterhaltender Pflege – ein leichtes Arbeiten. Es gibt nur noch Wasch-Stunden – der lange Waschtag ist vorbei:

Einweichen muß nicht sein!
Wasser enthärten? Nein.
Und nur kalt spülen
... auch das ist neu an Persil!

Persil macht's leicht - Persil macht's gut

Weißer, weicher Schaum löst den Schmutz spielend – sanft und schonend. Persil enthält echt-pflegende Substanzen: Ihre Frottétücher? Niemals hart ... Ihre Bettwäsche weich und für den Körper angenehm ... Ja, die ganze Wäsche bleibt wie neu: saugfähig, zart im Griff und frisch duftend!




große Wäsche
kleine Wäsche
Alle Feinwäsche
pflegt das weiße, neue Persil

„Ist Ihre auch so tüchtig?"

Wann meine Frau wäscht, merk' ich nicht ... denn immer ist es gemütlich bei uns. Ich weiß nur: sie nimmt Persil.



„Mutti hat Zeit für uns."

Ja – denn das neue Persil macht es so leicht. Sie waschen jetzt öfter mal zwischendurch: Feinwäsche, Buntwäsche, Kinderkleidung in handwarmer Persil-Lauge ...
So rein – so frisch – so wolkenweich.

Höchstes Lob für Sie: Ihre Wäsche – eine weiße weiche Pracht!

Nehmen Sie das neue Persil – Prachtvolles Persil



Die große Geste bleibt doch die Freiheit stürmt nicht mehr die Barrikaden. Delacroix malte die Marianne der Französischen Revolution, die für Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit kämpfte. Marianne 1958 demonstrierte für den „starken Mann" de Gaulle, der unter dem Druck der Militärs und einer Million algerischer Franzosen an die Macht kam und das Parlament nach Hause schickte. Arbeiterschaft und Bürgertum verzichteten auf einen massiven Gegenschlag. Zwölf Jahre lang verspielte die Vierte Republik ihr Ansehen. Was blieb, war Unsicherheit. So starb die Parlamentarische Republik nicht in einem Meer von Blut und Tränen, der jubelnde Schlachtruf der Rechtsradikalen genügte: „De Gaulle an die Macht! Es lebe das französische Algerien!" Was bringt die Zukunft?

Wohin, Marianne?

Mit General Charles de Gaulle kam das Ende der Vierten Republik



Die Einsamkeit wird mein Los sein

— sagte 1944 General de Gaulle, der während des Zweiten Weltkrieges den Widerstand gegen Hitler nicht aufgegeben hatte und erster Präsident der Vierten Republik wurde. „Um mir diese Bürde zu erleichtern, wäre mir die Zustimmung und Verehrung des Volkes eine große Hilfe", erklärte er. Heute bringen ihm viele Franzosen diese Zuneigung entgegen, aber die Probleme, vor denen der General steht, werden damit nicht gelöst. Er muß Mittel und Wege finden, um den Krieg in Algerien zu beenden. Er muß die fünf Millionen französischen Kommunisten zu seinen Freunden machen. Er muß Ordnung und Disziplin unter den meuternden Militärs wiederherstellen. Und er muß die Zauberformel finden, mit der er die Colons — die widerspenstigen französischen Siedler in Algerien — zu loyalen Staatsbürgern bekehrt. Zwölf Jahre der Einsamkeit — von 1946, als de Gaulle freiwillig zurücktrat, bis zum Mai 1958 — haben einen mystischen Schleier um den General gewoben, um den Mann, von dem Präsident Roosevelt einmal sagte: „Er fühlt sich in seinem Tun und Handeln als die Verkörperung der Heiligen Johanna von Orléans!"



Die Polizei, dein Freund und Helfer

riefen Republikaner und Linkssozialisten erbost dem General zu, als er wiederholt nach Paris kam, um seine Bedingungen für die Regierungsübernahme zu stellen. 35000 Mann der Sicherheitsgarde waren alarmiert, um Zwischenfälle zu verhindern. Ihren Schlagknüppeln gelang es. Die großen Boulevards glichen einem Heerlager. Fünfmal fuhr der General zwischen seinem lothringischen Landsitz und Paris hin und her. Dann hatte endlich Frankreichs Staatspräsident Coty die Führer der bürgerlichen und sozialistischen Parteien davon überzeugt, daß außer de Gaulle nur der Bürgerkrieg zu haben sei. Die Parlamentarier überwanden ihre Zweifel. Mit Ausnahme der Kommunisten und einiger Unabhängiger stimmten sie dem Gesetz zu, das sie ein halbes Jahr lang aller Rechte beraubt. Damit begingen sie den politischen Selbstmord ⇨

Wohin, General de Gaulle?

„Einer muß wünschen, die Verantwortung zu tragen. Er muß stark genug sein, um etwas zu erzwingen, klug genug, um zu überreden, und groß genug, um eine Aufgabe durchzuführen. So muß der aussehen, dem die Nation die nächste Neuordnung verdankt" (General de Gaulle)



Die Hände hoch erheben die Anhänger des Generals, wenn sie demonstrieren. Die gespreizten Finger deuten ein V an, das Zeichen für „victoire" oder Sieg. Über die Bedeutung des Sieges, den sie mit de Gaulles Machtübernahme errungen haben, sind sich die Gaullisten nicht einig. Die einen fordern, daß der General unter den Parteien aufräumt. Aber de Gaulle machte fünf bürgerliche und sozialistische Parteigrößen zu Staatsministern. Andere fordern von ihm den Kampf gegen die algerischen Aufständischen bis zum glorreichen Ende. Doch der General sucht den Ausgleich. Eine dritte Gruppe schließlich verlangt die Auflösung der kommunistischen Gewerkschaften Frankreichs. Aber der General will das alte sowjetisch-französische Einvernehmen neu beleben und so zu einem Faktor der Weltpolitik werden

Marschiert, ihr Söhne das Vaterland ist in Gefahr. Unter dem Absingen der Marseillaise demonstrierten allein in Paris 200 000 antigaullistische Republikaner für den Bestand der Vierten Republik. Weiße und schwarze Franzosen versuchten die Amtsübernahme durch den neuen Regierungschef de Gaulle zu verhindern. Umsonst! Denn als überzeugte Demokraten scheuten sie vor Gewaltanwendung zurück. Nur die Kommunisten schlugen sich auf den Champs Elysées und in den Arbeitervororten vereinzelt mit den Gaullisten. Die Einheitsfront der Republikaner brach endgültig zusammen, als Mollet, der Führer der Sozialisten, und Pflimlin, Frankreichs letzter Regierungschef und Vertreter der bürgerlichen MRP, sich plötzlich zu leidenschaftlichen Fürsprechern einer Regierung de Gaulle machten



Eigentlich gehören sie ins Zuchthaus

Sie haben den Umsturz in Frankreich herbeigeführt. Zu normalen Zeiten wären der Korse Arrighi (1), der Fallschirmjäger Massu (2), Oberkommandierender Salan (3), Regierungsstürzer Soustelle (4), Flottenadmiral Auboyneau (5) und der Aufwiegler Delbecque (6) wegen Hochverrats eingesperrt warden. Aber hinter ihnen stand die französische Armee, und vor ihnen stand eine Pariser Regierung, die an sich selbst verzweifelte. Die Aufwiegler hatten also leichtes Spiel. Von einem Tag zum andern änderten sie dann ihr Rezept für die lebensnotwendige Befriedung Algeriens. Anstatt einen Kampf bis aufs Messer zu führen (Bild rechts), praktizieren sie heute die Verbrüderung

„Wir sind zehn Millionen algerische Franzosen"

rief Soustelle, der politische Kopf der algerischen Aufständischen, der Menschenmenge zu. Franzosen und Araber jubelten! Aber die Verbrüderung wird nicht von langer Dauer sein. Auch de Gaulle will Algerien auf Kosten der französischen Siedler befrieden. Er denkt an einen Staatenbund Tunesien, Algerien, Marakko, der nach der Art der britischen Dominions lose mit dem Mutterland Frankreich verbunden ist. In diesem Staatenbund können die französischen Siedler nur nach gleichberechtigt, aber keine Herren mehr sein. Damit beginnen wieder die alten Schwierigkeiten. Seit 1954 verteidigen die französischen Siedler mit allen Mitteln und unter großen Blutopfern ihren Besitz — zur Größe und zum Ruhme Frankreichs. Wie wird nun General de Gaulle mit ihnen fertig werden?

Wohin, Algerien?

De Gaulle hat gewonnen! Sein höchstes Ziel ist die Aussöhnung mit Algerien. Das Wohl und Wehe Frankreichs und Europas hängt davon ab. Aber wie will er diese Aussöhnung erreichen! Die Leute, die ihm zur Macht verholfen haben, sind schuld an den Massakern in Algerien. Hinter ihnen stehen die eine Million französischer Siedler, die auch in der Vergangenheit nicht bereit waren, ihre Vormachtstellung gegen einen Frieden mit den Fellaghas zu tauschen



Er ist groß, aber naiv *— sagte Stalin einmal über de Gaulle. Eisenhower und Churchill waren beeindruckt von der lauteren Persönlichkeit des Generals, entsetzt aber über dessen Starrköpfigkeit. De Gaulle hat nur ein Interesse: die Größe Frankreichs. Alles andere — die Verteidigungsgemeinschaft der NATO, der gemeinsame europäische Markt — sind für ihn nur Größen zweiter Ordnung. Die westliche Welt glaubt trotzdem, daß er alle bisher geschlossenen Verträge einhalten wird. Auch Hoffnungen knüpfen sich schon an diesen eigensinnigen Mann: daß er die labilen wirtschaftlichen Verhältnisse seines Landes stabilisiert, und daß es seiner Politik in Nordafrika gelingt, Tunesien, Algerien und Marokko vor den Fangarmen des Nasserschen Pan-Arabismus zu bewahren*



Nieder mit Frankreich *schrien die Tunesier, aufgestachelt durch ständige französische Übergriffe. Jetzt aber stellte sich ihr Präsident Bourguiba (auf den Plakaten) hinter die Nordafrikapolitik von Charles de Gaulle. Er ist bereit, die Idee des Staatenbundes zu akzeptieren, den bereits vorher die algerischen Aufständischen bedingt angenommen hatten* ⇨



Stern-Preisausschreiben



Noch planschen sie vergnügt *und bereiten sich auf ihren großen Auftritt vor: Die Wahl der Miss Germany 1958 in Baden-Baden. Nur für eine von ihnen wird dieser Tag den Anfang aller Träume bedeuten – aber wer wird von einer internationalen Jury zur Schönsten erklärt werden? Wenn Sie Lust haben, lieber Sternleser, versuchen Sie es einmal zu raten. Hier stellen wir die vierzehn Damen vor:*

(1) Miss Hessen: Ingrid Behrens, 20, Sekretärin; (2) Miss Saarland: Ingrid Bläsius, 18, Angestellte; (3) Miss Schleswig-Holstein: Elvira Manske, 18; (4) Miss Rheinland: Dagmar Herner, 20, Kontoristin; (5) Miss Essen: Rosemarie Bergmann, 23, Sekretärin; (6) Miss Hamburg: Renate Thila, 21, Mannequin; (7) Miss Baden-Württemberg: Margrit Hey, 20, Studentin; (8) Miss Rhein-

Nur eine kann die Sch

Sternleser sollen raten, wer in diesem Jahr das schönste Mädchen Deutschlands wird. Für



land-Pfalz: Carin Happe, 20, Angestellte; **(9)** *Miss Käln: Anneliese Billig, 18, Studentin;* **(10)** *Miss Niedersachsen: Marianne Schulz, 20, Dolmetscherin;* **(11)** *Miss Bremen: Helga Zachert, 20, Auslandskarrespandentin;* **(12)** *Miss Bayern: Marlies Behrens, 19, Hatelsekretärin;* **(13)** *Miss Westfalen: Karin Jürgens, 19, Stenatypistin;* **(14)** *Miss Berlin: Vera Carnelius, 19, Stenokontaristin*

Mehr über die Damen sowie die Bedingungen des Preisausschreibens auf der nächsten Seite

önste sein

die richtigen Tips gibt es viele schöne Preise

Für Leser, die richtig geraten haben: Hauptgewinn eine Borgward Isabella TS

Wer die Wahl hat, hat hier nicht



Kleider machen bekanntlich Leute, *das heißt, daß Kleider die Persönlichkeit betonen. Damit Sie, lieber Sternleser, die 14 Schönheitskandidatinnen nicht nur im Badeanzug sehen, haben wir sie auch in jenen duftigen Kleidern fotografieren lassen, die nach dem Sprichwort aus Menschen Leute machen. Denn bei der Wahl auf den Opal-Thron kommt es nicht so sehr auf schwellende Formen an, sondern mehr auf die Lieblichkeit der Erscheinung. Möchten Sie noch mehr über die Damen wissen, die Sie wählen sollen? Bitte: Miss Köln* **(9)** *ist 1,71 m groß, hat blaue Augen und möchte eine erfolgreiche Schauspielerin werden. Miss Berlin* **(14)** *ist 1,72 m groß, hat ebenfalls blaue Augen, turnt gern und schwimmt gern. Miss Bremen* **(11)** *hat einen Wunsch, der ihr bestimmt bald erfüllt wird – sie will heiraten; sie ist 1,72 m groß, hat rötliches Haar und grüne Augen. Miss Hessen* **(1)** *ist 1,71 m groß, möchte reisen und hat grau-blaue Augen. Miss Bayern* **(12)** *war vorher Miss München, möchte Schauspielerin werden, ist 1,71 m groß und hat grüne Augen; sie hält die diesjährige Rekordoberweite von 98 cm. Die zierliche Miss Rheinland-Pfalz* **(8)** *ist genau 1,65 m groß, hat dunkle Augen und möchte am liebsten Mannequin werden. Miss Westfalen* **(13)** *ist aus Bielefeld, hat braune Augen und ist 1,68 m groß. Miss Rheinland* **(4)** *aus Düsseldorf ist diesmal mit 1,74 m die Größte, sie hat grau-blaue Augen.*

10 5 3 6

Miss Saarland (2) dahingegen hat einen sehr soliden Wunsch: Will Hausfrau werden; sie ist 1,70 m groß. Miss Baden-Württemberg (7) studiert, stammt aus Mannheim und möchte bald ihr Doktordiplom machen, hat grüne Augen. Miss Niedersachsen (10) möchte gern Stewardeß werden, was ihr mit ihren braunen Augen sicher bald gelingen wird. Miss Essen (5) wird auch nicht lange auf die Erfüllung ihres Wunsches warten müssen: Heiraten. Miss Hamburg (6) ist 1,72 m groß, hat grüne Augen und kastanienbraunes Haar, und Miss Schleswig-Holstein (3) stammt aus Lübeck, hat braune Augen und liebt Gesang. Die Kleider der Schönen stammen von Ursula Schweeres, die Fotos machte F. C. Gundlach

Unser Preisausschreiben

Die Voraussetzungen sind einfach: Bleistift, Postkarte und eine vergnügliche halbe Stunde. Vergleichen Sie, lieber Sternleser, das Foto auf der vorangegangenen Seite mit dem Foto auf dieser Seite und wählen Sie diejenige, die Sie für die Netteste, die Anmutigste, die Schönste halten. Dann brauchen Sie nur noch eine Postkarte zu schreiben, darauf zu achten, daß Ihre frankierte Karte spätestens am 20. Juni bei uns ist - und auf das Sternheft 27 zu warten. In diesem Heft geben wir die Gewinner des Preisausschreibens bekannt.

Die Bedingungen und die Gewinne

Haben Sie das Ihrer Meinung nach netteste, anmutigste und schänste Mädchen gefunden, das Mädchen mit den gräßten Aussichten, Miss Germany zu werden — so malen Sie bitte auf die Rückseite der Postkarte einen großen Kreis und schreiben Sie in diesen Kreis die Bildnummer der Erwählten. Adressieren Sie die Postkarte an „Stern, Hamburg 100, Miss Germany" (siehe Beispiel). Einsendeschluß ist der 20. Juni, denn bereits am 21. Juni wird Deutschlands Schänste in Baden-Baden gewählt. Unter den Lesern, die uns das richtige Wahlergebnis vorausgesagt haben, entscheidet das Los; ebenso über die Reihenfolge der Gewinne. Ein Notar überwacht die Auslosung.

Und hier die Gewinne:

1. Preis: Eine Borgward Isabella TS

2. Preis: Ein 45teiliges Tafelservice für 12 Persanen, Form „Fortuna", von der Firma Rosenthal-Porzellan AG

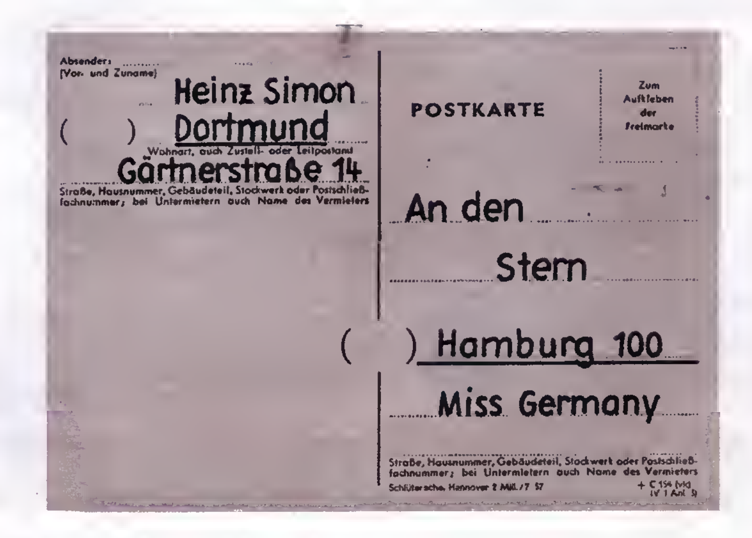
3. Preis: Ein 27teiliges Kaffeeservice „Fortuna"

4. Preis: Ein Blaupunkt Radia-Super VIRGINIA

5. Preis: Ein Mignon-Phonokoffer von PHILIPS; **6. bis 8. Preis:** Je eine COMTESSE-Damenhandtasche aus Leder;

9. Preis: Ein CATALINA-Lastex-Badeanzug und ein Baumwoll-Badeanzug;

10. Preis: Ein Kosmetik-Koffer mit Max-Factor-Hautpflege und Make-up-Serie; **11. Preis:** Eine CATALINA-Strandkombination; **12. bis 16. Preis:** Je eine Floralia-Armbanduhr von R & W; **17. Preis:** Ein CATALINA-Baumwoll-Badeanzug mit Frotté-Stola; **18. bis 20. Preis:** Je ein Mignon-Plattenspieler von PHILIPS; **21. Preis:** Eine CATALINA-Strandjacke-Cotelé und Short-Piqué; **22. Preis:** Ein CATALINA-Baumwoll-Badeanzug mit Strandjacke; **23. bis 24. Preis:** Je eine lederne Kosmetikbox mit Max-Factor-Präparaten; **25. Preis:** Eine CATALINA-Frotté-Strandjacke; **26. bis 30. Preis:** Je ein Knirps-Sportmodell; **31. bis 35. Preis:** Je ein Herren-Knirps; **36. Preis:** Ein CATALINA-Baumwoll-Badeanzug mit Strandjacke; **37. bis 41. Preis:** Je ein Floralia-Armband von R & W; **42. bis 47. Preis:** Je 6 Paar Opal-Strümpfe; Make up, nahtlos; **48. bis 52. Preis:** Je ein Flaralia-Armband von R & W; **53. bis 57. Preis:** Je eine Max-Factor-Creme-Puff-Luxusdose mit Inhalt; **58. bis 67. Preis:** Je 3 Paar Opal-Strümpfe „Sympathie" mit dem echten Maschenfang; **68. bis 72. Preis:** Je eine Floralia-Brosche von R & W; **73. bis 82. Preis:** Je 2 Paar Opal-Strümpfe, 3-D-zweifach; **83. bis 92. Preis:** Je ein Max-Factor-Creme-Puff-Original; **93. bis 102. Preis:** Je ein Max-Factar-„hi-fi"-fl. Make up und „hi-fi"-Lippenstift; **103. bis 127. Preis:** Je ein Paar Opal-Strümpfe „Toujours" mit dem echten Maschenfang.


Absender: (Vor- und Zuname) Heinz Simon
( ) Dortmund
Wohnort, auch Zustell- oder Leitpostamt
Gärtnerstraße 14
Straße, Hausnummer, Gebäudeteil, Stockwerk oder Postschließfachnummer; bei Untermietern auch Name des Vermieters

POSTKARTE

Zum Aufkleben der Freimarke

An den
Stern
( ) Hamburg 100
Miss Germany
Straße, Hausnummer, Gebäudeteil, Stockwerk oder Postschließfachnummer; bei Untermietern auch Name des Vermieters
Schlütersche, Hannover 2 Mill./7 57 + C 154 (vk) (V 1 Anl. 5)

So bitten wir Sie zu adressieren: *Sie würden uns sehr helfen, wenn Sie nur an die auf der Postkarte angegebene Adresse schreiben würden. Und außerdem: Sie kommen schneller zu Ihrem Gewinn – wenn Sie Glück gehabt haben. Bevor Sie Ihre Postkarte in den Briefkasten werfen, schauen Sie bitte rasch noch einmal, ab alle Bedingungen erfüllt sind: die genaue Adresse, der Absender, in einem graßen Kreis die Bildnummer des Mädchens, das Sie für die Schänste halten. Vergessen Sie nicht: Einsendeschluß ist der 20. Juni 1958. Und nun wünschen wir Ihnen recht viel Vergnügen bei Ihrer Wahl der Miss Germany 1958 — mit Bleistift und Postkarte*



Deutsche



Basels modernstes Gebäude, der Autosilo am Bahnhof



Selenzellen tasten Länge und Höhe der Fahrzeuge ab



Ein Mann genügt, um den ganzen Autosilo zu bedienen

Den Griff in die Zukunft wagten einige Schweizer Geschäftsleute, als sie vor drei Jahren bei den deutschen Firmen Siemens & Halske (Elektronik) und Mohr & Federhaff (Mechanik) eine vollautomatische Parkgarage bestellten. Die Zukunft wurde Wirklichkeit. Der Parksilo von Basel könnte aus einer utopischen Reportage über das Jahr 2000 sein: ein gewaltiger, acht Stockwerke hoher Roboter. In Deutschland haben die Verkehrsplaner derweil größte Mühe, den Anschluß an die stürmische Verkehrsentwicklung nicht noch mehr als bisher zu verlieren. In einigen Städten gibt es zwar sogar schon Parkhäuser. Aber diese Parkhäuser haben alle einen Kardinalfehler: Sie werden nur ungern von den Autofahrern benutzt. Sie sind zu langsam und zu umständlich. In einem der neuen Hamburger Parkhäuser zum Beispiel muß man über einen halben Kilometer weit fahren, ehe man vom Eingang zu seinem



Große Spiegel erleichtern die Einfahrt in die Boxen. Wenn der Wagen in die richtige Position gefahren worden ist, leuchtet das rote Stoppschild auf *Ein Druck auf den Knopf:*

fahrern die Parkhäuser schmackhaft zu machen: Sie ersparen dem Kunden ganz einfach Arbeit, Zeit und Mühe. Der Basler Autosilo steht im Herzen der Stadt **(1)**, in der Nähe des Bahnhofs. Er kann rund 400 Wagen aufnehmen, hat ein Hotel, Restaurant und einen Wagenservice mit Waschanlage und Tankstellen. Durch diese Kombination sollen die 15,5 Millionen Franken Baukosten in zehn Jahren amortisiert sein. Wenn man bedenkt, daß dieses Haus ein Prototyp ist, und daß die beiden ausführenden Firmen deutsche Firmen sind, dürften entsprechende Parkhäuser in Deutschland wesentlich billiger werden. In der Einfahrt **(2)** tasten Selenzellen Länge und Höhe des Wagens ab. Entsprechend sucht das Elektronengehirn in Sekundenbruchteilen den passenden Stellplatz heraus. Einen guten Meter weiter **(3)** hält man vor dem Schalter, in dem der einzige zur Bedienung des ganzen Silos notwendige Mann sitzt. Ein Fernschreiber, vom Elektronengehirn gesteuert, hat bereits eine Karte gedruckt, auf der Datum, Uhrzeit und Stellplatznummer notiert sind. Die Kennzeichen des Wagens werden maschinell hinzugesetzt und zusammen mit den ersten Daten von einem zweiten Fernschreiber festgehalten. (Damit man den Wagen auch wiederfindet, wenn der

Firmen bauten in der Schweiz das modernste Parkhaus der Welt

Ein Knopf genügt



Neun Einfahrtboxen bewältigen spielend leicht auch den größten Andrang

Kurzparkerstand kommt. Man hätte in der Zeit längst die geplanten Einkäufe erledigt. In einem anderen Parkhaus muß man ein Kurvenkarussell hinter sich bringen, das nur einem Bergmeister kein Schwindelgefühl verursacht. (16,7 % Steigung und ein Kurvenradius von 11 m, das entspricht dem engsten Wendekreis des VW.) Kein Wunder, daß viele Fahrer lieber weiter so lange durch die Straßen bummeln, bis sie irgendwo eine Parklücke gefunden haben. Die Schweizer haben einen Weg gefunden, den Auto-



Sofort setzt sich der automatische Lift in Bewegung



Behutsam fassen Greifer unter die Räder und ziehen den Wagen


... in den Lift, der sich automatisch eine leere Box sucht

Fahrer den Bon verloren hat.) Das Fallgitter der angegebenen Box hebt sich **(4)**, man fährt hinein. Dabei gibt es keine Manövrierschwierigkeiten **(5)**: Ein Spiegel zeigt genau, wie man fährt, und ein rotes Stoppschild leuchtet auf, wenn der Wagen richtig steht. Das einzige, was der Fahrer jetzt noch zu tun hat und was er überhaupt zu tun braucht: Er muß nach dem Aussteigen den „Fertigknopf" drücken **(6)**. Das Fallgitter senkt sich, die Türen mit den Spiegeln gehen zur Seite, und aus einem der drei Lifttürme schiebt sich ein Greifer behutsam unter die Hinterräder und zieht den Wagen in den Lift **(7)**. In 58 Sekunden erreicht er seinen Stellplatz **(8)**. Genauso, wie der Wagen gekommen ist, wird er auch wieder abgeholt — von Geisterhänden geführt und bedient. Jeder Steuerungsvorgang ist zwei- und dreimal abgesichert, und wenn ein Stromkreis ausfällt, arbeitet ein anderer weiter. Die Parkmiete im Basler Silo entspricht unseren Sätzen! 2 Stunden = 1 Franken (0,97 DM), 12 Stunden = 3 Franken, Monatsmiete = 70 Franken. Wenn man weiter bedenkt, daß ein automatischer Parksilo nicht einmal die Hälfte der Grundfläche eines normalen Parkhauses braucht, darf man die deutschen Städteplaner wirklich fragen: Warum nicht auch bei uns?

Der Sta

Regierungsrat Richard Pöll, 56, war einer der angesehensten, ja beliebtesten Bürger der Kleinstadt Mühldorf. Er gilt als guter Christ, denn nach dem Krieg war er allein einhundertfünfzigmal zum Gnadenort Altötting gewallfahrt, und in den Konzerten des Mühldorfer Sängerbundes glänzte er als gefühlvoller Cello-Solist. Beliebt aber war Pöll — besonders bei den Geschäftsleuten — in seiner Eigenschaft als Leiter des Mühldorfer Finanzamtes. Denn immer wieder äußerte er freimütig, nach welchem Grundsatz er dort regiere. Pöll sagte: „Der Staat wird angeschmiert, wo es nur geht!" Das Mitglied des Bayerischen Landtags, Josef Kiene, hat nun in einer Anzeige gegen Pöll behauptet, der Finanzamtsleiter habe den Mühldorfern zu viele unbegründete Steuernachlässe gewährt. In der Tat ist Mühldorfs kleines Finanzamt bayerischer Rekordhalter im Streichen von Steuerschulden. Nach den Ermittlungen der Oberfinanzdirektion wurde der Staat auf diese Weise um 300 000 DM geschädigt. Der Abgeordnete Kiene behauptet, Pöll habe sich für seine „Mildtätigkeit" honorieren lassen. Er brachte es fertig, sich innerhalb von fünf Jahren zwei Häuser im Gesamtwert von 130 000 DM zu bauen. Wenn die Rechnungen an Pöll kamen — so sagt der Abgeordnete — erhielten die Lieferanten plötzlich Steuernachlässe. Als Pöll jetzt verhaftet werden sollte, war er nicht aufzutreiben. Sein Verteidiger hatte ihn in eine Münchener Nervenklinik geschickt. Dort wird jetzt der großzügige Finanzbeamte aus Mühldorf auf seinen Geisteszustand untersucht.



Das erste Haus *Pölls (oben), ein schmuckes Einfamilienheim, wurde dem Regierungsrat bald zu eng. Er ließ sich ein größeres bauen (großes Bild). Baumaterialien, Fliesenarbeiten, selbst Blumen wurden laut Anzeige mit den Steuerschulden der Lieferanten verrechnet*

at wird angeschmiert

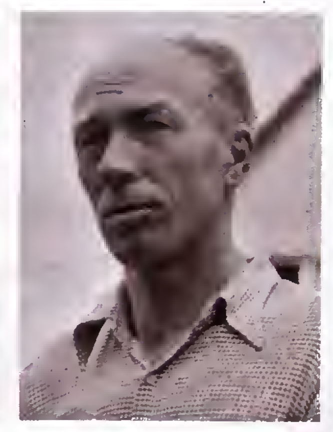
Nach diesem Motto leitete Richard Pöll das Finanzamt von Mühldorf / Inn

Regierungsrat Richard Pöll, Wohltäter der Mühldorfer Steuerzahler, beim Fasching

Pöll konnte sich zwei Häuser bauen, *Gesamtwert 130 000 DM, weil er als oberster Steuereinnehmer in Mühldorf seinen Lieferanten eine denkbar einfache Verrechnung vorschlug. So hatte er, laut Anzeige des MdL Kiene, von einer Baufirma in Mühldorf für 1200 DM Materialien bekommen. Ein Steuerprüfer stellte fest, daß dieser Posten als „uneinbringliche Forderung an das Finanzamt" verbucht war. Der Steuerprüfer brachte den Fall vor seinen Chef, den Regierungsrat Pöll, doch der befahl seinem Untergebenen: „Lassen Sie das hier, das werde ich selber regeln"*



Josef Kiene, *Mitglied des Bayerischen Landtags, erstattete Anzeige gegen den Regierungsrat Richard Pöll. Kiene trug so viel Belastungsmaterial zusammen, daß sofort Haftbefehl erlassen wurde. Die vorgesetzten Behörden Pölls hatten jahrelang keinen Verdacht geschöpft*



Entlassen: *Georg Habermeier, 39, war Steuersekretär beim Mühldorfer Finanzamt. Pöll riet ihm, sich für seinen Hausbau 3000 DM von einer Brauerei geben zu lassen und das Geld mit deren Steuerschulden zu verrechnen. Habermeier wurde deswegen dienstenthoben*



Ein Verfahren *drohte dem Fliesenleger und Ofensetzer Sebastian Wimästerer - der zu Pölls Lieferanten gehörte - weil er mit Steuerzahlungen im Rückstand war. Pöll bewahrte Wimästerer vor Verfolgung, indem er eine „vergessene" Rechnung von 1000 DM beglich*



Franz Leitl *(oben) entdeckte als Vollziehungsbeamter Unstimmigkeiten, die Pöll dann jeweils „selbst in die Hand nahm". Steuerberater Dr. Karl Miehling (Bild rechts) kam schließlich dahinter, daß gerade besonders zahlungskräftige Firmen Steuernachlässe erhielten*



Gestern ist nie vorbei

Der Roman von allem, was menschlich ist, von Heinrich Rumpff



Vor zehn Jahren haben wir alle neu begonnen. Erinnern Sie sich noch? Dieser Roman ist randvoll von der Dramatik, der Liebe und der Sehnsucht jener Zeit



Leblos lag Christina da, von Gepäckstücken umgeben. Manfred versuchte, ihren Kopf bequemer zu betten und erschrak: naß von Blut zog er seine Hände zurück. Auf der Landstraße näherte sich Motorengeräusch. Scheinwerfer wischten herüber, verschwanden wieder. Manfred sah hoch ILLUSTRATION: ERNST LITTER

Sie war allein. Noch nie war sie so allein gewesen wie hier in dem Gewimmel des riesigen schmutzigen Raumes, der sich Wartesaal nannte. Und sie war schwach und elend vor Hunger. Wenn das so weitergeht, klappe ich noch zusammen, dachte sie, und eine Fahrkarte kriege ich nie.

Und ausgerechnet jetzt knisterte neben ihr Butterbrotpapier. Das satte, zufriedene Geräusch drohte ihr die letzte Kraft zu nehmen. Nur nicht hinsehen, dachte sie und heftete ihren Blick auf eine Zeitung, die auf dem schmutzigen Tisch lag. Die Zeitung lag schief, und sie mußte den Kopf schräg halten, um lesen zu können. Eine Hand schob die Zeitung zurecht. „Bitte!" Die Hand war mager und gut gebaut, und die Stimme klang warm und freundlich. Trotzdem sah sie nicht auf. Das war der mit dem Butterbrotpapier.

Sie las und sie gab sich Mühe, das Gelesene zu verstehen, um sich von dem Hunger abzulenken:

BERLIN, OKTOBER 1947. Eigener Bericht. Bei einer Razzia auf Plünderer von Kohlenzügen wurden zum erstenmal mit Erfolg Polizeihunde eingesetzt. Etwa dreißig Kinder im Alter von sieben bis dreizehn Jahren konnten auf frischer Tat ergriffen werden. Unter den zugleich festgenommenen neun Erwachsenen befanden sich ein Hochschulprofessor und ein ehemaliger Staatsanwalt.

Die Meldung war nicht geeignet, das elende Gefühl in ihrem Magen zu vertreiben. Sie nahm das Gesicht zur Seite und sah wieder die magere, gutgebaute Hand. Die Hand hielt ein Stück Brot mit einer dicken Scheibe Wurst darauf, aber sie hielt es nicht mit dem gierigen, kralligen Griff, mit dem in dieser Zeit die meisten Hände zufaßten, wenn es ums Essen ging — diese Hand verriet noch gutes Benehmen, Erziehung, wenn man so wollte — und das wunderte Christina.

Die Hand verschwand aus ihrem Gesichtsfeld, wieder knisterte es neben ihr. Und dann lag plötzlich ein Stück Brot und ein Stück Wurst auf einem abgerissenen Papier vor ihr. „Bitte", sagte die Stimme wieder.

Sie konnte es nicht glauben. Sie hob den Kopf und sah einen jungen Mann in einer abgerissenen Matrosenuniform, über der Schulter hing ihm ein grauer Militärmantel. Er lächelte. „Greifen Sie zu!"

„Aber ... ich kann doch nicht ..." stammelte sie. Die Wurst duftete nach frischem Rauch. Es nahm ihr fast den Atem.

„Los", sagte er. „Natürlich können Sie. Außerdem esse ich nicht gern allein."

„Ja?" sagte sie schwach. „Danke ..." Dann griff sie zu, langsam, damit er nicht merkte, wie groß die Gier in ihr war, und sie bemühte sich, ganz kleine Bissen zu nehmen. Das ist nicht leicht, wenn man zwölf Stunden nichts gegessen hat.

Während sie aß, fühlte sie, daß er sie betrachtete. „Wo wollen Sie denn hin?" fragte er.

„Ich? Nach ..." Sie zögerte. Darüber schwieg man besser.

„Also über die Zonengrenze", stellte er sachlich fest.

Sie zögerte noch immer.

„Sie brauchen's mir nicht zu sagen. Aber wenn Sie 'rüber wollen — ich weiß einen ganz sicheren Weg."

„Wollen Sie auch 'rüber?" fragte sie.

Er nickte und betrachtete ihre Hände. „Haben Sie schon eine Fahrkarte?"

„Nein."

„Wie lange sitzen Sie denn schon hier?"

„Seit — gestern abend."

„Du lieber Gott", sagte er.

„Es ist so schwierig", sagte sie und dachte an die zugige Bahnhofshalle, wo sie sich alle zwei Stunden mit einer fremden Frau in der Schlange abwechselte. Die Frau hatte den Vorschlag gemacht und ihre zwei Stunden Pause schon hinter sich. Die Schalter wurden zu ganz unregelmäßigen Zeiten geöffnet, für ein Viertelstündchen, mehr

Gestern ist nie vorbei

zum Lüften eigentlich, und es war dann immer ein Schalter, mit dem die Wartenden nicht gerechnet hatten. Aufheulend platzte dann die Schlange in ihrer ganzen Länge auseinander, um sich erbittert und gegen alle erstandenen Rechte vor dem neuen Schalter neu zu bilden.

„In einer Stunde fährt der Zug", sagte er. „Da müßten Sie sich ranhalten, wenn Sie noch eine Karte haben wollen."

Sie hatte zu Ende gegessen, und sie fühlte sich nun wieder frisch und leistungsfähig. Ja — er hatte recht. Wußte sie denn, ob die Frau noch in der Schlange stand? Sie erhob sich schnell. Da hielt er ihren Arm fest. „Bleiben Sie sitzen", sagte er, „ich werde Ihnen eine besorgen."

Sie gab dem Druck seiner Hand nach und ließ sich wieder auf den Stuhl sinken. Wie kam er dazu, ihr zu helfen? Mit ihren sechsundvierzig Kilo und in dem armseligen Mäntelchen konnte sie kaum einen Mann reizen. Mußte ihr nicht jeder ansehen, was sie hinter sich hatte? Sie blickte ihn voll an. Er war mittelgroß, schlank und unterernährt wie sie. Seine graublauen Augen hatten den spähenden, mißtrauischen Blick seiner Generation. Der Mund aber deutete Willen und Zuverlässigkeit an, auch Spottlust. In der abgerissenen Matrosenuniform bot er ein Bild äußerer Verkommenheit, dennoch wirkte er nicht gewöhnlich, man brauchte nur seine Hände zu sehen — und sein Haar, das ordentlich geschnitten war, sogar gepflegt.

Auch er betrachtete sie kritisch, er sah nicht das fadenscheinige Mäntelchen, und ihr Untergewicht störte ihn schon gar nicht. Er sah ihre Augen, die hatten es ihm sofort angetan, sie wirkten in dem schmalen blassen Gesicht riesengroß. Er hatte noch nie so schöne Augen gesehen. Und dann war da etwas in der Linie ihrer Stirn und ihrer schmalen Nase, was er bei sich als ‚Rasse' bezeichnete. Bei ihrem Anblick kam er sich vor wie ein struppiger, räudiger Wolf, und ihr Anblick brachte ihm zum Bewußtsein, daß er wohl immer ein struppiger, räudiger Wolf gewesen war. Sie sah so aus, als ob sie Hilfe brauchte und als ob es sich lohnte, ihr zu helfen.

„Haben Sie einen Ausweis?" fragte er.

Sie zog einen Ausweis aus dem schwarzseidenen Täschchen, dem die aufgestickten Perlen einer großen Vergangenheit längst entrollt waren. Er betrachtete ihr Bild und las ihren Namen laut vor: „Christa Lemke."

Er gab ihr den Ausweis mit einer kleinen, verlegenen Gebärde zurück. „Entschuldigen Sie", sagte er, „das war dumm von mir. Ich brauch' Ihren Ausweis gar nicht für die Fahrkarte. Ich wollte nur — hm — ich wollte wissen, wie Sie heißen. Entschuldigen Sie."

Sie errötete, weil er ihren Namen hatte wissen wollen. Und sie errötete auch, weil es gar nicht ihr richtiger Name war. Ihr richtiger Name, Christina von Raden, war im Rausch und im Blut eines ostpreußischen Gutes untergegangen. Sie würde ihn nie mehr nennen dürfen, solange es noch Russen in Deutschland gab. Diesen hier — Christa Lemke — hatte sie über einem zerstörten Geschäft gelesen und ihn dem Mann auf der Meldestelle gesagt. Der hatte ihn einfach auf den Ausweis geschrieben. Nun taugte auch der nichts mehr nach dem Reinfall mit der Stellung bei Dr. Salmen. Wie hatte sie wissen können, was für dunkle Geschäfte dieser Mann trieb?

„Nun muß ich Ihnen auch meinen Namen nennen", sagte er, „auch wenn er Sie nicht interessiert. Ich heiße Isenberg. Manfred Isenberg. Und nun werden wir uns mal um die Fahrkarte kümmern."

„Hier", sagte sie, „hier ist das Geld", und sie nestelte an ihrem armseligen Handtäschchen.

Er winkte ab, nahm seine speckige Aktenmappe und ging zur Tür.

Plötzlich hatte sie das Gefühl, daß er nicht wiederkommen würde. Warum sollte er auch? Was sollte er sich mit ihr belasten? Die alte Verlassenheit kam über sie.

In diesem Augenblick drehte er sich um und kam an den Tisch zurück. „Meine Mappe", sagte er. „Wozu soll ich sie mitschleppen? Sie sind so nett und passen ein bißchen darauf auf, ja? Reichtümer sind nicht drin, aber immerhin —." Er lächelte und ging davon. Es war ihm anzusehen, daß er es gewohnt war, sich unter Massen von hungrigen, rücksichtslosen Menschen zu bewegen, und dennoch hatte sein Gang eine elastische Überlegenheit, die ihn von den anderen unterschied.

Sie nahm seine speckige Mappe wie eine Kostbarkeit auf ihre Knie und hielt sie fest. Er hatte Vertrauen zu ihr. Er gab ihr sein Eigentum zur Bewachung. Er benahm sich wie ein normaler Mensch in einer normalen Zeit. Großer Gott, daß es das noch gab.

Endlich kam er zurück. Das Haar war ihm ein wenig ins Gesicht gefallen, machte es knabenhaft, und ihr Herz fand, daß es ihm gut stand. „Das Biest wollte lieber Amis oder Kaffee", schimpfte er. „Sie hat mir nur Karten bis Genthin gegeben."

„Wer?" fragte Christina ahnungslos.

„Wer? Na, die Klosettfrau. Die verlangt weder Zulassung noch Reiseerlaubnis. Die besorgt jede Menge Fahrkarten — wenn man was zum Schmieren hat."

„Was hatten Sie denn — zum Schmieren?" fragte sie.

„Brotmarken."

„Haben Sie denn welche übrig?" fragte sie töricht.

„Nicht die vom Ernährungsamt", sagte er spöttisch und setzte sich. „Man muß sich ja irgendwie durchbringen, nicht wahr?"

„Natürlich", stammelte sie beschämt.

Er sah sie mit seinen hellen Augen prüfend an. „Haben Sie Verwandte drüben?"

Verwandte? Es gab wohl noch Menschen, die so etwas hatten, trotz allem. Sie gehörte nicht dazu. Ihre Verwandten lagen erschlagen in Ostpreußen. Die letzte, auf die sie gehofft hatte, war ihre Großmutter gewesen. Ihretwegen hatte sie sich nach Berlin durchgeschlagen, und dann hatte sie mit leerem Herzen vor Trümmern gestanden, über die ein milder Frühling zartes Grün gebreitet hatte. „Nein", sagte sie, „ich will nur 'rüber, weil es da besser sein soll." Und — weil ich muß, dachte sie. „Und Sie?" fragte sie.

„Ziemlich genau dasselbe. Es wird Zeit, daß man wieder festen Boden unter die Füße kriegt. Brotmarken sind auf die Dauer nicht das Richtige. Und eines Tages —" er machte eine ausholende Gebärde, „wird das alles wieder anders."

Er blickte sie abschätzend an. Sie sah bei aller Zartheit aus, als könne man Pferde mit ihr stehlen. Vielleicht könnte man zusammen drüben anfangen. Aber er war kein Schwärmer, und er wußte, wie gefährlich es war, auf blauen Dunst hin Pläne zu machen, und gerade die Tatsache, daß er sich so erstaunlich schnell in dieses Mädchen verliebt hatte, machte ihn gegen sich selbst mißtrauisch. Er durfte jetzt nur an das Nächstliegende denken: An den Übergang über die Zonengrenze. Er sah auf seine zerstoßene Wehrmachtuhr. „Ich denke, wir machen uns jetzt fertig."

Sie standen gleichzeitig auf und drängten sich eng aneinandergepreßt aus dem Wartesaal. Und während sie in dem Mahlstrom grauer Menschenleiber trieben, fühlte sie seine Hand auf ihrem Arm. Das gab ihr eine Ruhe, wie sie sie lange nicht gespürt hatte. „Passen Sie auf", sagte er, „ich weiß nicht, ob wir zusammenbleiben. Der Grenzübergang ist bei Wieberlingen. Wie — ber — lin — gen — behalten Sie's? Da läuft ein Bergwerk unter der Grenze durch, jeden Tag fährt ein Leerzug 'rüber und nimmt Leute mit, so viel wie 'reingehen. Also, Wieberlingen! Vergessen Sie's nicht. Da sehen wir uns auf jeden Fall wieder."

Der Magdeburger Zug stand schon auf dem Fernbahnsteig. Er war überfüllt, das sahen sie, das sahen alle. Trotzdem kehrte keiner um. Sie standen, eng aneinandergepreßt, und hofften auf das Wunder. Denn nur ein Wunder, nichts weniger, konnte sie in diesen Zug hineinbringen.

Vor ihnen riß ein unzeitgemäß schwerer Mann voll Selbstvertrauen die Tür eines Abteils auf, das ebenso entschieden von ihm nichts wissen wollte. Dicht an der Tür stand ein schmächtiger Jungkerl, Mordlust im Blick, eine Kaskade beißender Schimpfworte sprühte zu dem Dicken hinunter. Der aber stieß dem oben, um ihn vom Ernst seiner Absichten zu überzeugen, einen Holzkoffer gegen die Beine, mit aller Kraft. Der oben verlor die Balance und die Beherrschung, halb stürzte er, halb sprang er auf den unten hinab, ineinander verkrallt wie junge Hunde fielen beide in die Menge.

Christina wollte entsetzt zurückweichen, da spürte sie die harte Hand ihres Gefährten an ihrem Ellenbogen. Ein Griff, ein Schwung, und sie war oben. Schimpfworte umtosten sie, ein abgewetzter Zivilfeldgrauer auf dem rechten Fensterplatz riß hastig die Tür zu. Sie aber — sie war drinnen.

Und dann — als habe der Zug nur auf sie gewartet, setzte er sich in Bewegung, ruckweise und zögernd, und glitt an der dicht an dicht stehenden Menge vorbei, fort von der Stadt, die ihr die letzte Hoffnung genommen hatte. Und fort von dem Mann, der ihr geholfen hatte. Das letzte, was sie sah, war sein Gesicht, schmal und — lächelnd. Es schnitt ihr ins Herz, dieses zuversichtliche, unbeschwerte Lächeln. Wie ein normaler Mensch, dachte sie wieder. Er legte beide Hände an den Mund und schrie etwas. Sie beugte sich nach vorn. „Wir sehn uns wieder", schrie er, „wir sehn uns wieder!"

Auf Befehl des alliierten Kontrollrates hatte der Zug zur vollen Auslastung doppelt so viele Achsen wie in früheren altmodisch unrationellen Friedenszeiten. Sowie mindestens fünfmal soviel Fahrgäste. Mit zweiunddreißig Stundenkilometern fuhr der Lindwurm dahin. Das von den Sowjets abmontierte zweite Gleis bescherte immer wieder unvermutete Ruhepausen. In Brandenburg brauste ein hocheleganter, schwachbesetzter westlicher Besatzungsexpreß vorbei, dessen hochelegante Fahrgäste alle Hände voll damit zu tun hatten, einzigartig authentische Elendsaufnahmen in ihre hocheleganten Kameras hineinzukriegen.

Durch die Fensterlatten vor Christina wehte die Kälte herein, trotz der kostbaren Brokatdecke, die der Zivilfeldgraue kunstvoll mit Hammer und Nägeln davor befestigt hatte. Als er nach zwei Stunden die Decke mittels einer Zange wieder abmontierte und ausstieg, folgten ihm neidvolle Blicke: Hammer, Zange und Nägel — so was Kostbares sah man nicht alle Tage.

Unversehens kam Christina durch ihn zu einem Sitzplatz. Wieder neidvolle Blicke, diesmal in ihrer Richtung. Immer die zuletzt Eingestiegenen! So ungerecht war das Schicksal. Christina hielt die Augen niedergeschlagen, nur so brachte sie es fertig, abgebrüht zu bleiben und den Platz zu behalten. Überdies dachte sie seit Genthin mit ständig wachsender Unruhe daran, daß nunmehr ihre Fahrkarte abgelaufen war. Wie eine Verbrecherin kam sie sich vor. Wieder einmal...

Dicht vor ihr stand eine junge Frau mit impertinent hellrot gefärbter Ponyfrisur. Sie war, im Gegensatz zu den Jammergestalten ringsum, aufreizend mollig und aufreizend gut gekleidet. Ihre Handtasche, ein rot eingefaßtes Puzzlespiel aus bunten Lederflecken, barg Märchenschätze — wie sich in den letzten Stunden herausgestellt hatte: In echtes Butterbrotpapier gewickelte schneeweiße Brote mit rosigem Belag. Das mußte, so man sich recht erinnerte, Schinken sein.

Die Rote hatte ihre Brote seelenruhig verzehrt, und seither war sie isoliert von einer Welle der Mißgunst. Das hinderte sie jedoch nicht daran, die kilometerlang sich dehnenden Klagelieder, mit denen ihre Mitreisenden sich aufzumuntern suchten, bissig zu glossieren. Bei jeder neuen Geschichte gab sie, unaufgefordert und von eisigem Schweigen begleitet, ihren Senf dazu.

Später, hinter Brandenburg, verstummte sie plötzlich, wurde kalkweiß und geriet ins Schwanken. Christina, aus ihrem Dahindösen aufschreckend, erhob sich hastig und bugsierte — diesmal unter den bissigen Bemerkungen der andern — die Kranke auf ihren Sitzplatz. Der fiel der Kopf gegen die Rückwand. Ihr Nebenmann rückte angeekelt ein paar Millimeter zur Seite. „Die kratzt ja ab!"

„Sollte dir so passen", murmelte die Rote mit blutleeren Lippen. Sie sah Christina an. „In meiner Handtasche... die Thermosflasche... Kaffee." Christina griff hastig danach. Die Rote beobachtete die Hilfeleistende mit vergehenden, doch immer noch wachsamen Blicken.

Bohnenkaffee! Der würzige Duft trieb die allgemeine Nervosität auf die Spitze. Das Pfund sechshundert Mark, ergänzte jeder in Gedanken. Die Rote trank in hastigen Schlucken. „Meine Medizin", bekannte sie mit wieder gefestigter Stimme. „Das kommt nicht vom Hunger", wies sie eine immerhin mögliche beleidigende Zumutung weit von sich. „Ich hungere nicht mehr. Das hab ich lange genug getan. Die Bande läßt einen ja glatt verrecken mit dem bißchen Markenkram. Nee, ich hab' mir selbst geholfen. Zuerst war's nicht einfach. Aber jetzt klappt der Laden. Nur die Folgen, die wird man so leicht nicht wieder los." Sie tippte auf das blasse, schwammige Fleisch an ihrer Hand. „Alle Leute denken, ich wäre dick. Dabei ist es nur aufgeschwemmt."

Sie erntete mit ihrem Bekenntnis nur Abneigung, sture Verständnislosigkeit, und wandte sich daher ganz Christina zu, die ihr wohl wehrlos genug erschien. „Da hätten Sie mich mal vor drei Jahren sehen sollen, als wir aus Breslau geflüchtet sind. So schlank wie Sie, Fräulein, aber alles Nußfleisch. Meine Mutter ahnt nichts, die wird schön staunen, wenn da so 'ne Maschine ankommt. Mit knapp fünfundzwanzig."

Sie machte nicht ganz überzeugende Anstalten, wieder aufzustehen. Christina winkte ab. Das trug ihr ein Schinkenbrot ein. Außerdem durfte sie vertrauliche Auszüge aus der Familiengeschichte der Roten anhören.

„Meine Mutter", berichtete die Rote, die auf den schönen Namen Vlasta Mogoffsky hörte, „meine Mutter ist auch krank. Irgendwas mit der Galle oder Leber. Sie tut manchmal, als ob sie am Abkratzen wär'. Aber so schlimm wird's nicht sein. Die Frau hat immer übertrieben. Nun fahr' ich mal rüber. Nach Schellenbach, da lebt sie als Flüchtling. Kennen Sie das Nest? Liegt am Rhein, →

„Warum ich hier sitze? Na - schließlich war ich ja auch mal so alt wie Sie, junger Mann."



Auf einer Woge von Erdöl wurde die Menschheit ins Maschinenzeitalter getragen: Ohne Kraftstoff kein Motor, Automobil, Flugzeug. Vielerorts in der Welt, nahe den Erdölfeldern, stehen heute die silbern schimmernden Hochburgen der Technik, die Raffinerien des Rohöls. In stetem Fluß wird es in Benzin, Dieselöl und Hunderte von Nebenprodukten gespalten. So auch in den gewaltigen Anlagen vor der tropischen Küste von Venezuela, auf den Inseln unter dem Winde . . . In jenen Gewässern kreuzten einst auch, den Warenaustausch der Welt zu fördern, die Handelssegler des Reeders Johann Jakob ASTOR – Vorboten der mächtigen Tankerflotten von heute.

ASTOR-Cigaretten erhalten Sie auch in Italien, in Österreich und in der Schweiz, sowie in Brüssel auf der Weltausstellung

Gestern ist nie vorbei

so zwischen Frankfurt und Köln, ich kenn' mich nicht aus, war noch nie da. Wissen Sie, eigentlich stehe ich mich gar nicht so besonders gut mit ihr. Aber wir machen ganz gute Geschäfte zusammen ... Sie verstehen. Weshalb wollen Sie denn 'rüber, Fräulein?"

„Bitte, die Fahrkarten!" rief eine Stimme dazwischen. Nicht auszudenken, was nun passieren würde. Eine Weile versuchte Christina, sich hinter ein paar Großen zu verstecken. Nein, es ging nicht.

„Nanu, bis Genthin? Haben Sie das Aussteigen im Stehen verschlafen?" knurrte der Schaffner ohne Lächeln. „Wohin wollen Sie denn überhaupt. Auf jeden Fall müssen Sie bis Burg nachzahlen und dann 'raus. Sonst zur Polizei."

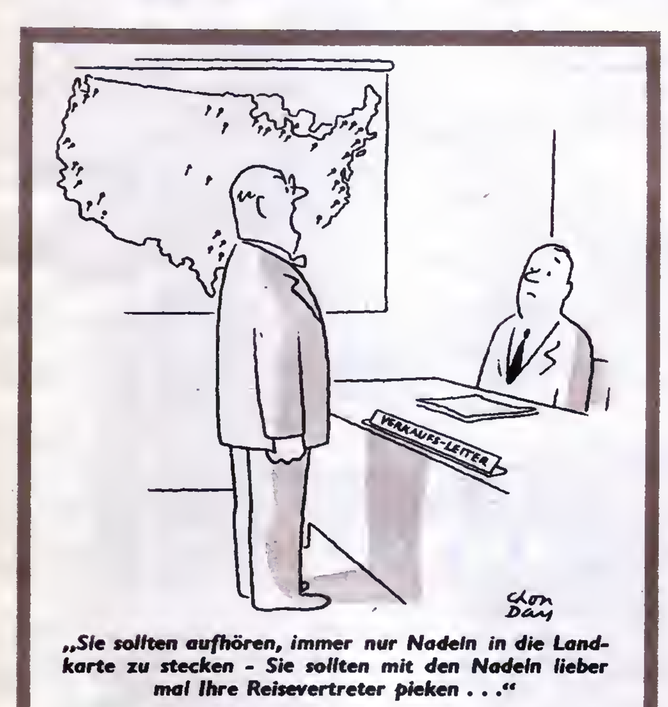
Wie ein rettender Engel mischte die Rote sich ein: „Polizei? Halten Sie die Luft an! Schreiben Sie der Dame 'ne Karte aus bis zur Endstation! Ich bezahle."

Der Bahnbeamte gehorchte. Die Gegenforderung ließ nicht lange auf sich warten. Beim Umsteigen in Magdeburg zeigte sich, daß die Rote so viel Gepäck mit sich führte, daß sie es ohne Hilfe niemals hätte bewältigen können. Sie lächelte Christina auffordernd zu. „Man findet doch immer nette Menschen. Diesmal sind Sie es, nicht wahr? Ich mach es schon wieder gut, wir gehen morgen zusammen bei Wieberlingen über die Grenze. Einverstanden?"

Der Wieberlinger Kleinbahnhof lag im fahlen Sonnenglanz zwischen zwei Regenböen vor einer unübersehbaren, immer noch anwachsenden Menschenmenge. Die Zugänge waren verrammelt. Alles fieberte. Gestern um diese Zeit hatte man schon einsteigen dürfen.

Drüben auf den Gleisen stand das Objekt aller Überlegungen: Eine kleine, ruckhaft schnaubende Maschine, Modell 1870 mit drei, vier winzigen Kleinbahngüterwagen. Fünfmal soviel wären dem Ansturm kaum gewachsen gewesen. Jeder wußte das. Und jeder wollte mit.

Von der Stadt her zockelte ein Auto heran, rechts und links wie Kühlerfiguren zwei russische Soldaten, ihr Lieblingsspielzeug, die unvermeidlichen Maschinenpistolen, wie Puppen im Arm. Sie blickten über die Menge wie über Steppengras. Ein sowjetischer Offizier stieg aus und gruppierte sich malerisch neben dem Schlag. Ein Zivilist folgte ihm, kletterte auf die Kühlerhaube und verbreitete mit großen Armbewegungen langsam etwas wie Ruhe. „Leute!" rief er schneidig — wenige Jahre vorher hatte er in demselben Ton noch ‚Volksgenossen' gerufen — „der Herr Kommandant gibt folgendes bekannt: Ab sofort ist jeder Zugverkehr von hier zu den Westzonen verboten."



„Sie sollten aufhören, immer nur Nadeln in die Landkarte zu stecken – Sie sollten mit den Nadeln lieber mal Ihre Reisevertreter pieken . . ."

Enttäuschung, Empörung, Wut brandeten auf. Er stoppte sie. „Der Herr Kommandant verbietet hiermit jeden Versuch, zu Fuß oder auf andere Weise die Zonengrenze zu überschreiten. Der Herr Kommandant teilt mit, daß bei Zuwiderhandlungen unnachsichtlich von den schärfsten Mitteln der Bestrafung Gebrauch gemacht wird. Persönlich rate ich euch", fügte er in einem Ton hinzu, den er allein für volksverbunden hielt, „Wieberlingen schleunigst wieder zu verlassen, in eurem eigenen Interesse, Leute."

Es ging noch eine Weile weiter. Aber man wußte schon: Es war hoffnungslos. Die ersten wandten sich bereits ab.

Die Rote fluchte nicht schlecht. Sie beschimpfte vor allem ihre Mutter, die Olle, die ihr mit ihrer „blöden Erkrankung" ein solches Theater aufgehalst hätte. Dann dirigierte sie Christina, die willig zwei Drittel des Gepäcks schleppte, zu einem kleinen, muffigen, überfüllten Wirtshaus. Nur ein großes, auffallend leichtes, in Ölpapier gewickeltes Paket trug sie selbst. Und die Fleckerltasche.

Im Vertrauen auf die menschliche Wärme hatte der Wirt auf Heizung verzichtet. Der Atem seiner Gäste dampfte mehr als die künstliche Brühe, die serviert wurde. Man hatte sich nur sparsam entmummt. Viele schliefen, den Kopf auf die Tischplatte gelegt, dem Abend und der ersehnten Dunkelheit entgegen.

Zwischen den Tischen pendelten ortskundige Führer. Eine Vielzahl von Führern ... Sie wurden mit Hoffnungen und Mißtrauen betrachtet. Man hatte schon so viel gehört ...

Die Rote lehnte Führer ab. „War ich nie für." Es gelang ihr, eine kleine Gruppe Gleichgesinnter zusammenzubringen — das Beste für den Grenzübergang.

Als einziges männliches Wesen gehörte ein kleiner, drahtiger Mann mit Schauspielergesicht dazu, gekleidet in die Reste einer einstmals fashionablen Sportausrüstung. ‚Chef' nannte Vlasta ihn sofort diplomatisch. Sie verstand sich auf Männer.

Sie hatte wie immer, wenn es eine Zwangspause gab, ihren Kleinstwarenladen eröffnet. Amis, Süßstoff, Streichhölzer. Ihr ambulantes Gewerbe umgab sie wie eine Ausstrahlung, den Rest tat ihre geschickte Flüsterpropaganda. Die Reisespesen hatte sie zu ihrer Genugtuung bereits zwischen Biederitz und Magdeburg herausgehabt.

Am Nebentisch saß ein etwa Dreißigjähriger. Seine Militärjoppe war auf Försterart umgearbeitet, sein Rucksack weitaus dünner als sein auf Anhieb bieder wirkendes Gesicht mit der niedrigen Stirn und der breiten Nase. Sein breiter, fleischiger Nacken erinnerte an Schlachthof.

Der stand plötzlich an ihrem Tisch. Harmlos verlangte er Streichhölzer. Seinem Angebot von fünf Mark konnte die Mogoffsky nach anfänglicher Ablehnung nicht widerstehen, sie gab ihm ihre letzte Schachtel.

Der Dicke entblößte weitauseinanderklaffende spitze Zähne, sein zweideutiges Lächeln erweckte in Christina eine unbestimmte, beklemmende Erinnerung. „Wißt ihr schon, wo ihr riebermacht, ihr Hibschen? Is heute verdammt heiß. Macht nur nich nach Großleben rieber. Da müßt'r e Sticke durch'n Wald, da steht hinner jedem Baum der Iwan, un eh de piep sagen kannst, da liegste da und wälzt dir in dei'm Blute."

Die Frauen blickten unangenehm berührt vor sich hin. Sogar die Rote war einen Augenblick um eine Antwort verlegen.

„In deim Blute!" wiederholte der Dicke genießerisch, „un mit de Weiber machen se freilich sonst was. Ich wüßt 'ne Stelle, sicher wie durch meine Großmutter ihr'n Ziegenstall. Wenn ihr mitwollt, ihr Hibschen?"

Die Mogoffsky dankte schnell für Christina mit. „Wir gehen mit dem Herrn hier, der nimmt keinen mehr dazu. Besten Dank!" Sie holte eine Schachtel Lucky Strike aus der Fleckerltasche und übersah, daß sich des Dicken Blicke einige Sekunden darin verfingen.

„Du hättest nicht klatschen sollen, als der Tenor in die Pauke fiel."

Er kniff anzüglich ein Auge zu. „Immer so ablehnend, schöne Frau?"

„Immer, wenn ich besetzt bin, schöner Mann. Ihr Typ ist hier nicht gefragt."

Der Chef jedoch schien unschlüssig. Aber auch damit wurde die rote Vlasta fertig. „Ich bin nicht dafür", sagte sie, als wäre der Dicke außer Hörweite. „Der hat mehr auf dem Buckel als im Rucksack. Ich kenne solche Menschenfreunde."

„Woll'n Se damit sagen, Se traun mer nicht?" fragte der Dicke mit seinem falschen Lächeln.

Die Mogoffsky paffte ihn ungeniert an. „Genau das. Und jetzt, mein dickes Kind, verdrücke dir! Sonst werd ich unfein, und dann wird dir dein Fett ranzig!"

Während der Dicke sich mit einem derben, offenen Wort empfahl, beglückwünschte der Chef sich heimlich zu der Gesellschaft der Roten. Daß sie mit den Füßen nicht so firm war wie mit dem Mund, merkte er erst unterwegs.

Eine knappe Stunde später brachen sie auf. Der Himmel schien sich für Dauerregen entschlossen zu haben. Dem Unternehmen war das dienlich, dem Schuhwerk weniger.

Kurze Zeit nach ihnen ging auch der Dicke hinaus, die Mütze übers Gesicht heruntergeklappt. Nur die Augen waren frei. Seltsam glomm es in ihnen.

Auf der menschenleeren Dorfstraße war die Prozession mit dem Chef an der Spitze im Dämmerlicht nicht zu übersehen. Der Posten vor der Kommandantura hätte sie zählen können: fünf Frauen, ein Mann. Doch den Posten schierte es nicht. Deutsches Flüchtling? Nitschewo.

Triefend standen sie unter einem triefenden Wegweiser: Dülmen 4 km. „Dorthin dürfen wir nicht", sprach der Chef, „das ist die russische Grenzstation, stark bewacht. Wir müssen da hinüber!"

Sie folgten seiner Hand mit den Blicken und erschraken. Vor ihnen lag unter Regenschleiern in welligem Auf und Ab eine riesige graubraune Herbstlandschaft, wie der Ausschnitt einer fremden, feindseligen Welt. Stoppelfelder, kleine Gehölze, zum Horizont hin spärliche Waldungen. Die Abendschatten machten alles noch endloser, erdrückender, einsamer und gefährlicher.

Christinas Sorge weitete sich ins Allgemeine. Dort drüben, hinter dieser trostlosen Gegend sollte das Neue, Bessere liegen? Die Zukunft? Tiefe Niedergeschlagenheit gesellte sich zu den wachsenden Selbstvorwürfen der letzten Stunden. Was sie erwartete, war das Nichts.

Schon in Magdeburg hatte sie begonnen, verstohlen um sich zu sehen. Umsonst. Keine Spur von Manfred Isenberg. Von Manfred? Ja — er lebte in ihren Gedanken längst nicht mehr als der anonyme Fremde, sondern unter dem Namen, den sie nur einmal in der lärmerfüllten, halbzerstörten Bahnhofshalle flüchtig von ihm gehört hatte. „Erwarten Sie jemand?" hatte die Mogoffsky einmal mißtrauisch gefragt. Da hatte Christina das Suchen und Hoffen aufgegeben.

„Also, los!" befahl der Chef. Christina hob das Mogoffsky-Gepäck auf. Unwillkürlich spähte sie noch mal die Straße nach Wieberlingen zurück, zuckte zusammen: war da nicht in einiger Entfernung etwas wie menschliche Bewegung gewesen? Dämmerung und Regen erschwerten die Sicht. Nein, kein Mensch. Nur Chausseebäume.

Es regnete und regnete. Stunde um Stunde pflügten sie die Landschaft. Bei jedem Schritt versanken sie bis zu den Knöcheln in dem aufgeweichten Boden. Schwitzend und keuchend schleppten sie ihr Gepäck, der tückischen Moraste wegen auf Rücken oder Schultern, wie Schnecken ihr Haus zu tragen pflegen.

Der Chef schwitzte doppelt. Vor Anstrengung und vor Beklemmung. Nach seiner Berechnung hätte die Grenze längst erreicht sein müssen. Auch sein Gefolge machte ihm Kummer. Besonders die resolute Rote enttäuschte ihn.

Vlasta Mogoffskys dickgeschwollene Füße brannten und schmerzten bei jedem Schritt. Immer häufiger warf sie ihr Gepäck ab und ließ sich in das nasse Gras oder Heidekraut fallen. Christina mußte sie mit Gewalt wieder hochwuchten, das Gepäck neu arrangieren, das gab immer wieder Aufenthalt. Nur das große Ölpapierpaket gab die Rote nicht aus der Hand.

Vier Stunden waren sie unterwegs, als endlich der längst erwartete Straßendamm vor ihren Nasen auftauchte. Hoffentlich war es der richtige. Der Chef atmete jedenfalls auf und half den Damen galant die steile, glitschige Böschung hoch auf die vom Regen blankgewaschene Chaussee.

Diese Landstraße, so wußte der Chef zu berichten, durchschnitt einen letzten Zipfel russischen Gebietes und führte direkt nach Mungersdorf im britischen. Man hatte es also geschafft. Sozusagen beinahe geschafft. Es galt nur noch festzustellen, ob man schon drüben war.

Der Chef schlug nach einigem Zögern vor, nach rechts zu gehen. Seine Unsicherheit weckte den Widerspruchsgeist der Roten. Sie war für links. Christina beteiligte sich nicht an dem Streit, den die Mehrheit schließlich zugunsten des Mannes entschied.

Nach hundert Schritten tauchten vor ihnen in der Ferne die Lichter eines Dorfes aus der Finsternis. „Mungersdorf!" meinte der Chef erfreut. „Ich sag's ja, wir sind schon drüben!"

„Stoi!"

Erstarrt, entgeistert wurzelten sie auf der Chaussee, aus allen himmelblauen britischen Wolken gestürzt. Entsetzliche Erinnerungen nahmen Christina den Atem.

„Stoi!"

Die Mogoffsky, mit Christina wieder einmal zwanzig Schritte hinter den andern, fing sich schnell. Sie vergaß ihre geschwollenen Füße. Sie griff nach vorn in die Dunkelheit, packte die schmale Gestalt, die ihre beiden Koffer und den Rucksack trug, und riß das Ganze mit sich nach rückwärts die Böschung hinunter.

Zitternd vor Angst und vor Nässe, die Gesichter in das glitschige Kraut der Böschung gepreßt, warteten sie, bis das „Dawai! Dawai!", das Bitten und Betteln und das Schrittegetrappel verklungen waren.

„Zurück!" keuchte die Mogoffsky, griff nach dem Ölpapierpaket, wartete, bis →

Gestern ist nie vorbei

Christina sich die übrige Last aufgebukkelt hatte und stampfte los, nach links. „Ich hab's ja gleich gewußt!"

Und richtig, schon nach zweihundert Metern: eine Barrikade aus Feldsteinen, Erde und Baumstämmen, quer über die Straße geschichtet. Vlasta erklomm wieder die Böschung, lief erstaunlich leichtfüßig um die Barrikade herum, wies triumphierend auf das schwarze Rechteck der Zonentafel und setzte sich nach weiteren zwanzig Schritten glücklich seufzend auf einen garantiert westlichen Chausseestein nieder. „Wir haben's geschafft!"

Christina kam langsam heran, ließ die Koffer sinken, wandte sich zurück. „Was wird aus den anderen werden?"

„Meine Sorge!" antwortete die Mogoffsky kaltschnäuzig. Nachdem es geschafft war, schwand ihr Interesse an der Gesellschaft. Die verschworenen Schicksalsgemeinschaften von vor der Grenze nahmen hinter ihr meist ein rapides Ende. Die Rote hatte ihr Programm schon gemacht. Den Chef nebst Anhang war sie rascher losgeworden als erwartet, das Mädchen war erst morgen auf dem Mellstädter Bahnhof dran, vor dem Gepäcknetz im D-Zug nach Hannover. Man konnte sie ja nicht ewig mit durchfüttern!

„Auf zum Endspurt!" sagte sie und setzte sich wieder in Bewegung. Christina folgte ihr. Aus dem Dunkel rechter Hand wuchsen ihnen die Umrisse eines verödeten Bauwerkes entgegen. Es war eine der zahlreichen Zuckerfabriken dieser Gegend, von der willkürlichen Grenzziehung ins Niemandsland verbannt, ohne Kriegswunden auf kaltem Wege zerstört, demontiert, ausgeschlachtet bis auf den letzten Schalterknopf.

Die Straße machte einen Knick nach rechts. Führte sie zur Fabrik oder durch sie hindurch? Die beiden Frauen zögerten. Die ungewisse Drohung aus dem verlassenen Gebäude lähmte sie.

Aus dem dunklen Acker zur Linken kam etwas auf sie zugelaufen. Gleichzeitig tönte von rechts eine halblaute, heisere Stimme: „He! Hier herein! Schnell! Dicke Luft! Deutsche Polizei!"

Das Wort Polizei erfüllte sie beide mit Panik. Die Mogoffsky preßte ihr Ölpapierpaket an sich und rannte als erste los. Hastig bogen sie in den Fabrikhof ein. Dicht an die Gebäude heran führte der Weg. Durch die leeren Hallen heulte der Wind. Irgendwo klapperte ein eiserner Türflügel, den die Sieger übersehen hatten.

Und jetzt, ganz nahe, das dumpfe Geräusch eines schweren Schrittes. Christina, die mit gebeugtem Nacken Koffer und Rucksack hinter der Roten herschleppte, hob den Blick vom Boden, sah einen riesigen Schatten herangleiten, blitzschnell, sah einen zum Schlag ausholenden Arm, sah das weiße Gesicht der Roten zur Flucht gewandt. Dann stürzte die Rote zu Boden.

Christina stieß, ohne es zu wissen und zu wollen, einen spitzen, gellenden Schrei aus. Dann war der Schatten vor ihr, über ihr, sie ließ das Gepäck fallen, riß die Arme hoch, ein malmender Schmerz traf ihre Hände, und während sie dachte, daß ihr jetzt nur einer helfen könnte: Der Mann aus dem Wartesaal ... und daß sie deshalb schreien müßte ... verlöschte ihr Bewußtsein ...

Sie wußte nicht, wie nahe er war. Er hörte den Schrei. Und er erkannte ihre



Stimme sofort. Er war auf dem Wagendach des übernächsten Zuges nach Magdeburg gelangt und von da aus nach Wieberlingen, wo sich vor dem verrammelten Kleinbahnhof immer wieder eine hoffnungsvolle Menschenmenge ansammelte. Und immer vergebens.

Es war nicht leicht gewesen, in der Gastwirtschaft die Spur des schmalen, unscheinbaren Geschöpfes wiederzufinden, das er in Berlin in den Zug geschoben hatte wie die göttliche Vorsehung selber. Er fragte den Wirt, er fragte ein paar von den ängstlich Wartenden, er fragte das mürrische Bedienungsmädchen. Man erinnerte sich an eine Rothaarige mit vielen Koffern und Paketen, die gleich so etwas wie einen Laden aufgemacht hatte. Und ein kleiner Mann war noch dabeigewesen. Und ein paar Frauen. — Vielleicht auch ein junges Mädchen? Mit sehr großen Augen? — Für sehr große Augen hatte man in dieser Zeit keinen Blick. Aber so eine schmale Person — ja, richtig, die war auch dabeigewesen, als Gepäckträgerin, in einem grauen Mantel mit einer Art Pelzkragen wie —

FUND - BÜRO

„Nein, heute wurde keine alte Dame abgegeben. Kommen Sie morgen wieder!"

„Nachgemachter Bernhardiner", half Manfred Isenberg nach.

Ja, ja, so ungefähr hatte der ausgesehen.

Er atmete befreit auf. Warum eigentlich? War sein Eifer nicht ein bißchen lächerlich? Aber er fragte weiter. Wohin sie denn gegangen wären? Die Rote, der kleine Mann, die Frauen und die mit dem nachgemachten Bernhardiner?

Nun, die waren alle zusammen aufgebrochen, in dieser Richtung — Sie wissen schon . . .

Er wußte, und er folgte der Spur. Nicht einfach war das. Zum Glück war er allein, ein struppiger zäher Wolf ohne Furcht. Er hatte weder die schmerzenden, geschwollenen Füße der Roten, noch mußte er alle paar Kilometer mit irgend jemandem palavern. So kam er schnell und lautlos vorwärts. Er ging nach links, den richtigen Weg, den auch die Rote mit sicherem Instinkt gewählt hatte.

Und dann hörte er den Schrei.

Er nahm im Lauf einen Stein vom Boden auf, kam ins Stolpern, fing sich wieder, flog voran. Er sah Christina mit erhobenen Händen zusammensinken, über ihr ein Untier mit hochgeschwungenem Rohr, ausholend zum zweiten, tödlichen Schlag.

Auf den Stiernacken über dem schlappen Rucksack zielte Manfred, traf aber nur die Schulter. Die Knochen krachten, das Bleirohr fiel zu Boden, der rechte Arm sackte herunter. Die Försterjoppe fuhr brüllend herum, sprang auf den Angreifer los, versuchte ihn mit der Linken zu packen.

Kräfte wie ein Gorilla, dachte Manfred. Er wich zurück, immer weiter zurück und geriet an den Rand einer tiefen Betonwanne: vermutlich ein leergelaufener Feuerlöschteich. Hier gelang ihm endlich ein zweiter Schlag, der die Kinnpartie des brüllenden Untiers traf und den Kampf mit einem dumpfen Fall beendete.

Manfred lief zurück zu Christina. Leblos lag sie da, von Gepäckstücken umgeben. Er versuchte, ihren Kopf bequemer zu betten und erschrak: naß von Blut zog er seine Hände zurück.

Auf der Landstraße näherte sich Motorengeräusch. Scheinwerfer wischten herüber, verschwanden wieder. Manfred sprang hoch, lief die hundert Schritte zur Chaussee zurück und stellte sich winkend einem Streifenwagen der britischen Militärpolizei in den Weg. Die beiden Insassen hielten mißtrauisch ihre Tommy-Guns auf ihn gerichtet, während er redete und redete, was seine anderthalb Jahre Gefangenschaft auf Wight an Vokabeln hergaben.

Endlich ließ der eine der beiden Tommies zustimmendes Gebrumme hören, doch der andere schüttelte beharrlich den Kopf, wies auf die Fabrik und knurrte: „No mans land, no mans land!"

„Britische Löwen!" sagte Manfred böse, wandte sich um und ging allein zurück. Als er zwanzig Schritte fort war, kam der Jeep hinter ihm hergerollt.

Unverändert lag Christina da, der Kopf war zur Seite gefallen und ruhte in einem großen dunklen Fleck. Manfred hob sie auf und trug sie zum Wagen. Als er den Scheinwerferkegel durchschritt, glaubte er ihre Augenlider flattern zu sehen. Vorsichtig bettete er sie auf den Rücksitz.

„Her luggage!" rief der Fahrer des Jeeps und wies auf die verstreut liegenden Gepäckstücke. Sein Kamerad bückte sich, sammelte sie ein, warf sie nacheinander in den Wagen und erklomm seinen Sitz. Der Motor heulte auf.

„He, da liegt noch die andere!" Manfred lief gestikulierend neben dem anrollenden Wagen her. Der Beifahrer stieg murrend noch einmal ab und ging mit ihm zurück. Sie beugten sich nieder zu der gekrümmten Gestalt, der Strahl der Taschenlampe traf das zerzauste brandrote Haar, tastete sich über die Stirn — sie hielten den Atem an. Ihre Blicke trafen sich. Der Engländer schüttelte den Kopf, dann bemühten sie sich gemeinsam, der Vlasta Mogoffsky den Mantel über das zerstörte Gesicht zu decken.

Aus dem Dunkel hinter ihnen kamen Stimmen. Schritte knirschten über den harten Boden des Fabrikhofes. „Damned", fluchte der Engländer, sprang auf und lief zu seinem Wagen. Wieder heulte der Motor, die Scheinwerfer fraßen sich gierig ihren Weg zur Landstraße zurück. Vergebens rief Manfred dem entschwindenden Schlußlicht nach: „Halt! Stop! Wait a minute!"

Die Antwort kam aus der Gegenrichtung. „Ruki werch!" tönte es hart und scharf hinter seinem Rücken. Er fuhr herum, schloß geblendet die Augen und hob folgsam seine Hände.

Mit dem grellen Lichtkegel der Taschenlampen kamen drei Russen heran. Zum zweitenmal innerhalb weniger Minuten sah Manfred die Mündungen von Maschinenpistolen auf sich gerichtet. Er versuchte zu erklären, sich zu rechtfertigen, aber die drei jungen Männer in den dicken Wattejacken schnitten ihm das Wort ab.

Einer untersuchte ihn, wies auf das Blut an seinen Händen. Der zweite zog den Mantel von der am Boden liegenden Frau und leuchtete ihr ins Gesicht. Vom Kopf zu den Schuhen hinunter und wieder zurück wanderte der Taschenlampenkegel. Die Spitze des russischen Soldatenstiefels stieß ein paar Mal prüfend gegen die Hüfte. Eine kehlige Stimme, sehr gleichmütig: „Kapuut!"

Unterdessen hatte der dritte Soldat eine Entdeckung gemacht. Er stand an der Kante des Betonbeckens und leuchtete auf einen Mann hinab, der sich stöhnend aufraffte.

Manfred, der noch immer mit erhobenen Händen dastand, sah die beiden herankommen: den Dicken in der Försterjoppe, mit hängendem rechtem Arm, mit blutigem Gesicht und weichen Knien, schwer auf den Russen gestützt. Drei Schritte von der Toten entfernt, blieben sie stehen. Auf ein paar hastige Fragen der Russen nickte der Dicke und streckte die Linke gegen Manfred aus. „Der ist es gewesen."

Manfred stürzte sich mit einem Wutschrei auf ihn. Ein Kolbenstoß gegen die Brust trieb ihn zurück. Die gleichmütige Sachlichkeit der Russen schlug in zornige Feindschaft um. „Du — Bandit, Du — Mörder!"

Dann nahmen sie ihn in die Mitte und trieben ihn zurück zur Grenze.

Eine Stunde später steckten sie Manfred Isenberg unter dem nicht ungefährlichen Verdacht des Mordes und versuchten Mordes zu drei anderen zerlumpten Gestalten in den Keller der russischen Kommandantura von Wieberlingen.

Zur gleichen Zeit hielt jenseits der Zonengrenze der britische Jeep vor dem Portal des Krankenhauses von Mellstedt.

Die beiden Tommies klingeln Sturm; sie haben's eilig, sie wollen die Bewußtlose, die Halbtote, loswerden. Sie legen sie im Vorraum auf eine Bank. Die spürt sowieso nicht viel. Einer kommt noch einmal hochbeladen zurück, schmeißt der Schwester das Gepäck vor die Füße. Fort sind sie.

Hinein mit ihr in den Untersuchungsraum. Der diensttuende Arzt, Dr. Krüdeler, beugt sich über die Bewußtlose. „Sieht nicht schön aus. Wer ist sie denn?"

„Keine Ahnung. Die Engländer haben nichts gesagt."

„Hat sie keine Papiere?"

„Mal sehn." Während Krüdeler untersucht, nimmt die Nachtschwester die Fleckerltasche vor. „Ja, hier." Sie faltete einen abgegriffenen Ausweis auseinander. „Vlasta Mogoffsky. — Frau Vlasta Mogoffsky."

„Komischer Vorname", murmelte Krüdeler.

„Wendisch oder polnisch", belehrt die Schwester.

„Sieht gar nicht verheiratet aus", sagte Krüdeler.

Die Schwester schnappt plötzlich nach Luft. „Herr Oberarzt . . ."

„Ja, was denn?" Krüdeler ist vollauf beschäftigt.

„Die Tasche ist voll Geld."

„Zählen Sie mal nach", sagt Krüdeler und läßt sich eine Schere reichen.

„Es sind achtunddreißigtausend Mark. Und etwas."

Dr. Krüdeler hält einen Augenblick inne, blickt in das blasse, überschmale Gesicht, sagt zu der Bewußtlosen: „Das ist ja allerhand. Na, hoffentlich können Sie's noch brauchen, Frau Mogoffsky . . ."

Allerhand — allerhand. Und Christina von Raden, alias Christa Lemke, umgeben von dem unermeßlich kostbaren Gepäck ihrer Reisegefährtin, hat nun ohne ihr Zutun einen dritten Namen bekommen, den der Schwarzhändlerin Vlasta Mogoffsky.

Fortsetzung im nächsten Heft

Vernunft und Gefühl

lassen keinen Zweifel darüber:
Reinen Genuß kann nur eine natürliche Mischung verbürgen.



VON HÖCHSTER REINHEIT

Der Wissenschaftler C. H. Dewisme untersuchte ein einmaliges Mysterium

Der Händler mit den toten Seelen

Während der fahle Mond über Haiti scheint und eine Rumflasche die Runde macht, arbeiten Männer auf einem Friedhof. Da ist Ti-Joseph, ein Priester des geheimen Vaudou-Kults — er läßt Gräber öffnen. Wenige Tage später erscheinen elf Starrsichtige, Schlafwandler, Leute, die lebenden Toten ähneln, im Büro einer amerikanischen Zuckerrohrfarm. in diesen Februartagen des Jahres 1918 sind Arbeitskräfte rar, und man zahlt gute Löhne. Bereitwillig werden die elf Starrsichtigen engagiert — und unter ihrem Anführer Ti-Joseph arbeiten sie glänzend. Ti-Joseph aber kassiert den Lohn und hat seiner Frau Croyance Anweisung gegeben, den unheimlichen Starrsichtigen kein Saiz zu geben und sie abgeschlossen zu halten. Trotzdem geht Croyance — ais Ti-Joseph sie verlassen hat — mit den Starrsichtigen zur Osterprozession. Sie kauft ihnen gesaizte Kekse — und plötzlich wachen die Starrsichtigen auf. Ein schriller Schrei stand über dem Marktpiatz . . .

Durch die Menschen ging eine Bewegung. Alle starrten auf den Bretterverschlag, var dem Crayance stand. Alle hatten die unheimlichen Schreie gehärt.

Aus dem Schatten der hälzernen Bude, die als Verkautsstand diente, tauchten die Starrsichtigen auf. Elf! Einer hinter dem anderen. Es schien, als ab ihr Schritt den Bruchteil einer Sekunde zägern wallte, als sie auf den sannenbeschienenen Marktplatz traten. Oder war es das Licht, das sie blendete?

Die Menge wich zurück. An Crayance varbei, deren dunkles Negergesicht eine aschgraue Farbe angenammen hatte — die Farbe der Angst —, tappten die elf Zerlumpten. Wie Schlafwandler.

Niemand sprach ein Wart.

Der Schritt der Elf beschleunigte sich. Jetzt waren sie an der Kirche varbei und schlugen den Weg ein, der nach Nardasten führt. In die Täler des Teufels, nach Marne-au-Diable.

In diesem Augenblick schrie eine Stimme: „Es sind Zambis! Sie sind Zambis, die aus den Gräbern auferstanden sind."

Es war ein dicker Neger in einem schwarzen Bratenrack, der es schrie. Seine Stimme überschlug sich.

In die Menschen auf dem Marktplatz van Craix des Bauquets, die das heilige Osterfest feierten, kam Bewegung. Die Starre wich. Die Käpfe drehten sich. Sie reckten sich nach dem Dicken.

„Es sind Zambis", schrie der wieder. „Es sind lebende Tate, die verhext sind. Wa ist die Frau, die sie hierhergebracht hat?" Die Menge wandte ihren Blick zu dem Verkaufs-

Am Eingang zu den Teufelstälern, *den unheimlichen und unwirtlichen Gebirgstälern Haitis, erstreckt sich ein Dschungel, durch den sich während der Sommerzeit die ausgetrockneten Flußläufe ziehen. Diese ausgetrockneten Ströme nennt man die „Täler der Krokodile". Mit schlafwandlerischer Sicherheit nahmen die jäh erwachten Zombis ihren Weg durch die Zuckerrohrfelder der Ebene, durch die Dschungel und „Täler der Krokodile" zu den Bergdörfern. Sie wichen jeder menschlichen Behausung aus. Sie liefen starrsichtig und wie von einer unbekannten Gewalt angezogen*



Der Händler mit den toten Seelen

stand, aus dessen Dunkel die elf Starrsichtigen gekommen waren. Irgend jemand rief: „Sucht die Frau, sucht sie!" Aber da war keine Frau mehr zu sehen.

Croyance hatte sich in die Kirche geflüchtet. Sie kauerte hinter dem blumengeschmückten Standbild der Jungfrau Maria.

*

Niemand wagte es, den elf Starrsichtigen, den Lebendig-Toten, nachzulaufen. Das hieße, den Baron Samedi versuchen, den Todesgott. Aber die Frau zu finden, die Hexe, die Zauberin — das war etwas anderes. Croyance hörte in ihrem Versteck, wie die Menschen draußen nach ihr suchten. Da war wieder die Stimme des dicken Ne-

Sie schloß die Augen, um die Bilder der Vergangenheit besser erkennen zu können. Ti-Joseph stand wieder vor ihr. Und es war der Tag, der schon Monate zurücklag. Er führte sie zu dem Schuppen und zeigte ihr die elf Zerlumpten. Draußen, auf dem sonnenbeschienenen Marktplatz, war es still geworden. Es schien, als ob die Menge die Suche aufgegeben hätte.

Louis war verschwunden. Jetzt sollte sie für die elf kochen!

„Sie sind krank." Sie hörte wieder die Stimme Ti-Josephs in ihrem Ohr. „Ich gebe ihnen Medizin. Sie dürfen nie Salz bekommen. Ich bin ein großer Arzt und Houngan, ich Ti-Joseph." Das hatte er gesagt.



Täler des Teufels, *so nennt man die rauhen Gebirge Haitis, denn hier gedeiht kaum etwas. Und unter den wenigen Bergbewohnern herrscht die Furcht vor dem Zorn der heidnischen Götter. Aus diesen Tälern holen sich die Houngans, die Priester des verbotenen Heidenkults, die Zombis, die lebenden Toten. Erst jetzt gelang es, diesen unheimlichen Kult wissenschaftlich zu erklären*

gers, der die Leute aufhetzte: „Fangt die Frau. Sie ist eine Zombimacherin!"

„Laß niemand in der Kirche suchen", betete sie. „Hilf mir, Mutter Maria!" Der Angstschweiß trat ihr auf die Stirn. In ihren Ohren hämmerte es: „Zombis — die elf sind Zombis!"

Ihr Herz schlug, als ob es zerspringen wollte. Plötzlich wußte sie, was Ti-Joseph getan hatte. Damals, im Wald der Großen Hölzer. Damals, als Ti-Joseph so oft mit Louis unterwegs gewesen war. Des Nachts!

Sie riß sich das neue bunte Kopftuch von den Haaren und trocknete sich damit die Stirn. „Ti-Joseph ist ein Zombimacher", murmelte sie. „Er hat mit Louis die Toten aus den Gräbern geholt und sie verhext. Er hat die elf zu seinen Sklaven gemacht." Demütig sank sie auf die Knie. „Heilige Jungfrau Maria, bewahre mich vor dem Zorn Ti-Josephs!"

Die Zähne von Croyance klapperten.

Sie erschrak vor dem Geräusch. „Still", redete sie sich zu. „Niemand darf mich hier finden. Sie schlagen mich tot." Sie stopfte einen Zipfel ihres Kopftuches in den Mund, in der Hoffnung, das Klappern so zu dämpfen.

Ihre Gedanken überschlugen sich. „Was kann ich tun?" überlegte sie, „was kann ich tun?" Ti-Jospeh würde bestimmt erfahren, daß sie den Zombis Salz gegeben hatte. Das Pystazien-Gebäck!

Ihr Atem keuchte. „Er wird mich finden!"

Sie öffnete die Augen und sah, daß der Schatten einer Gestalt auf sie fiel. Vor ihrem Gesicht flimmerte es. Sie wagte nicht, sich umzusehen.

„Der Schatten, der Schatten!" Das mußte Ti-Joseph sein! Sie machte eine verzweifelte Anstrengung, aufzustehen, aber es gelang ihr nicht. Sie wußte, daß sie nicht

entfliehen konnte. Ihr Herz begann wie verrückt zu schlagen. Und dann kam die Woge. Die große, gewaltige, mildtätige Woge, die alles auslöschte. „Baron Samedi", wollte sie rufen, aber sie kam nicht mehr dazu. Der Schatten der Mutter Gottes fiel auf ihren zusammengesunkenen Körper.

Die Nacht des Ostermontags kam. Nur das Brechen kleiner Zweige und das dumpfe Tap-Tap der nackten Füße waren zu hören. Im bleichen Licht des Mondes wirkte die Gruppe der Männer, die im Gänsemarsch marschierte, noch gespenstischer.

Es waren nur noch neun. Zwei von ihnen hatten den Weg nach Patino eingeschlagen. Zu jenem Friedhof, auf dem man sie einst begraben hatte. Da war niemand, der ihnen den Weg wies. Sie fanden den Weg allein.

Die anderen neun zog es zu den Teufelstälern. Dort gehörten sie hin. Dort waren sie gestorben, im Morne-au-Diable.

Sie hielten die Arme steif am Körper. Ihr Blick war starr auf ein fernes unsichtbares Ziel gerichtet. Louis erkannte die Männer sogleich, als sie an seiner Hütte vorüberzogen.

Das waren die „Toten Seelen" von Ti-Joseph. Wahrhaftig! Da war kein Zweifel! Im ersten Erschrecken vergaß Louis alle Vorsicht und rief sie an. Was suchten sie hier?

Aber niemand antwortete. Die Zerlumpten hörten seine Stimme nicht. Sie sahen ihn nicht, sie erkannten seine Gestalt nicht.

Louis bekreuzigte sich. Das war das untrügerische Zeichen! Er wußte auf einmal, daß die Männer Salz gegessen hatten. Das Salz, das ihnen verboten war. Das Salz, das ihnen die Erkenntnis gab. Er wußte, daß die Männer jetzt selber erfahren hatten, daß sie Zombis waren — Tote. Er wußte, daß die Zerlumpten ihre Gräber suchten. Und er wußte auch, daß der Zauber von Ti-Joseph gebrochen war.

Alle Furcht, die Louis bislang verspürt hatte, war plötzlich verschwunden. Ti-Joseph hatte seine Macht verloren. Magisch trieb es Louis hinter den Männern her.

Die Starrgesichtigen liefen so schnell, daß Louis ihnen kaum folgen konnte. Als das erste Dorf vor ihnen auftauchte, schlugen sie einen weiten Bogen um die Hütten her- →



Schwingende Macheten, *die scharfen Kurzschwerter der Zuckerrohrarbeiter, können zu einer gefährlichen Waffe werden, denn diese Buschmesser sind so scharf und schwer, daß man das übermannshohe Zuckerrohr mühelos damit schneiden kann*

Der Händler mit den toten Seelen

um. Auch dem zweiten Dorf wichen sie aus. Auf das dritte hielten sie zu. Dort lag der Friedhof. Aus allen Dörfern der Morne-au-Diable waren die Bauern hier zusammengekommen, um eine Bamboche zu feiern. Ein großes Fest mit Essen und Trinken und Tanzen. Und sie feierten schon den zweiten Tag.

Sie hatten ein großes Feuer auf dem Marktplatz entzündet. In seinem Schein wuchsen die niedrigen Hütten mit den Strohdächern zu einer gespenstischen Größe. Und das eine Steinhaus im Stil der französischen Kolonialzeit, mit seinem Balkon und den verschnörkelten Säulen, hatte etwas von der Großartigkeit eines Palais. Über seiner Tür wehte die Fahne der haitianischen Garde, des örtlichen Polizeipostens.

Sie liefen noch immer im Gänsemarsch. Wie die Bleisoldaten. Der Lichterschein zuckte über ihre Gesichter.

Eine Frau schrie: „Mein Sohn!" Sie stürzte sich auf einen der Zombis.

Jäh verstummte das Schlagen der Trommeln. Ein Kreis bildete sich um die Lebendig-Toten. Ein Neger mit grauem Bart erkannte seinen Bruder, eine Frau ihren Mann, ein Mädchen ihren Liebsten, eine Familie ihre Angehörigen. Sie erkannten die Toten wieder, die sie vor Monaten begraben hatten.

Da waren einige, die das Unfaßliche ahnten. Daß diese Zerlumpten Zombis waren, die man tot aus den Gräbern gezogen hatte. Aber da waren auch die anderen, die sagten: „Ein Wunder ist geschehen, heute,



In ekstatischen Tänzen *opfert die katholische Bevölkerung Haitis noch immer den heidnischen Göttern. Man bittet um Schutz vor den Feinden, vor den Unwettern, bittet um Beistand gegen die Mächte der Finsternis. So tanzten auch die Einwohner jenes Bergdorfes – als plötzlich*

Vor diesem Haus drängte sich die Menge. Auf dem Mittelbalkon standen drei Männer, die auf die Kürbistrommeln schlugen. Sie schlugen das Fell mit der flachen Hand. Zwei Frauen sangen.

Neben der Treppe, die in das Haus führte, stand ein Tisch. Direkt an die weißgekalkte Steinmauer geschoben. Auf ihm türmte sich die Pyramide der Flaschen mit Rum und Clairin, die Schüsseln mit frischem Obst und ein Berg selbstgedrehter Zigaretten. In der Mitte thronte ein großes Paquet-Congo mit einem Busch schneeweißer Hahnenfedern. Der Talisman war über und über mit glitzernden Straßperlen besät.

Das alles war für die Götter bestimmt: der Schnaps, die Früchte, der Tobak. Auch die Götter sollten feiern. Der Regengott Damballah und seine Frau Ayda; die mildtätige Göttin Erzulie, die als Gottesmutter Maria verehrt wurde; der gute Papa Legba, hinter dem sich der Apostel Petrus verbarg; Agwe und seine Frau LaMaitresse la Sirene; Papa 'Zaca, der Gott der Bauern und alle anderen Götter, die es noch gab.

Vor dem Feuer aber tanzten die Dörfler. Die Männer für sich, die Frauen für sich. Sie tanzten mit einem schnellen Aufschlagen der Füße, mit einer drehenden Bewegung der Hüften, mit einem rhythmischen Zucken der Köpfe.

Und jetzt tanzten sie nicht mehr.

Die Starrgesichtigen erschienen auf dem Marktplatz!

om Osterfest. Die Toten werden wieder lebendig!"

Doch die Zombis erkannten niemanden. Weder Vater, noch Mutter, noch die Frau und die Geschwister. Sie marschierten durch die schreienden, lärmenden Menschen. Unbeirrbar hielten sie auf den Friedhof zu. Ihre Augen blickten starr.

Die Frau, die ihren Sohn erkannt hatte, warf sich ihm weinend vor die Füße. Sie flehte ihn an, zu bleiben. Aber er stieg über sie hinweg, ebenso wie die anderen aus dieser unheimlichen Prozession, die gleich ihm schon längst gestorben waren.

Louis, der den toten Seelen gefolgt war, sah dies alles mit erschreckten Augen.

Als sich die Zombis dem Friedhof näherten, wurde ihr Schritt schneller. Dann begannen sie zu laufen. Jeder zu seinem Grab, in dem er einmal gelegen hatte. Mit den Händen räumten sie die Steine fort und die Erde. Und als sie die Gräber freigelegt hatten, da fielen sie zu Boden.

In dieser Nacht des Ostermontags 1918 faßten die Bauern der Morne-au-Diable einen Entschluß.

Louis hatte ihnen erzählt, was er von Ti-Joseph wußte. Louis, der mitschuldig war und sich reinwaschen konnte von der bösen Tat, wenn er den Bauern half.

Louis war bereit.

Noch in der gleichen Nacht ritt er auf einem Esel zur Hütte im Wald der Großen

Hölzer, dorthin, wo Ti-Joseph gewohnt hatte. Unter dem Sofa, auf dem der Haungan gesessen hatte, fand Louis, was er suchte. Ein altes Hemd von Ti-Joseph, an dem noch der Schweiß klebte. Am Morgen kehrte er zurück.

Die Bauern hatten Silbergeld in den Dörfern gesammelt. Sie gaben dem todmüden Louis einen Brei aus Maismehl und Mangofrüchten, damit er wieder zu Kräften kam. Dann zogen sie mit ihm, dem Silbergeld und dem alten Hemd des Zombimachers Ti-Joseph zum See der Krokodile, dem Trou Caiman.

Dort lebte ein Bocor — ein weiser Magier, der sich darauf verstand, ein Mittel herzustellen, das Ti-Josephs Schicksal besiegeln würde.

Er nahm das Silbergeld, das er in seine eigene Tasche steckte. Er nahm das alte Hemd von Ti-Joseph und schwärzte es mit Ruß. Er nähte einen Sack daraus, den er mit trockenem Ziegendung prall füllte. Er bespickte diesen Sack mit Hunderten von Nadeln, die spitz herausstachen. Er



ein grauenhafter Zug zerlumpter Menschen auftauchte: Die Zombis, die lebenden Toten. Starr gingen sie über den Dorfplatz zu dem Friedhof

schmückte alles mit Hahnenfedern, die mit Blut getränkt waren.

Das war eine Ouanga-mort, ein tödliches Paquet-Congo, dem Ti-Joseph nicht entgehen würde.

Zwei Bauern aus den Morne-au-Diable, den Teufelstälern, nahmen die Ouanga-mort. Louis ging mit ihnen. Sie verbargen sich in den Zuckerrohrfeldern, an dem Weg, der von Port-au-Prince nach den Gebirgstälern des Nordostens führt.

Sie warteten drei Tage lang. Vielleicht dauerte es solange, weil Ti-Joseph magische Gegenkräfte besaß. Schließlich war er ein Haungan — ein Priester des Vaudou.

Am vierten Tag kam Ti-Joseph. Seine Gestalt war zusammengesunken. Er sah uralt aus. In seinem Gesicht stand die Angst. Er hatte den Verlust seines Paquet-Congos, das ihm die Mädchen in Port-au-Prince gestohlen hatten, schon längst bemerkt.

Louis trat aus dem Zuckerrohr. Er ging geraden Schrittes auf Ti-Joseph zu. Mit seiner Machete schlug er dem Zombimacher den Kopf ab.

IM NÄCHSTEN HEFT:
Auf der Suche nach der wissenschaftlichen Erklärung



KÖNIGSKINDER

Ruhm und Glück sind zwei grundverschiedene Dinge. Wer den Ruhm sucht, muß auf das Glück verzichten. Aber die schöne Prinzessin Charlotte, aus dem Hause Coburg, Tochter des Belgierkönigs Leopold, versuchte, beides zu gewinnen. Sie fand ihr Glück durch einen Mann, der sie liebte, Ferdinand Max, Erzherzog von Österreich. Sie wollte aber mehr: den Ruhm einer Kaiserkrone. Das Schicksal dieser ehrgeizigen Prinzessin ist die Geschichte einer der größten menschlichen Tragödien...

Wir lieferten Kaiser und Könige



Eugenie, die stolze Spanierin *auf dem Thrane Frankreichs, war nicht nur eine schöne Frau, sondern auch eine ehrgeizige Kaiserin. Weil sie ihren Mann, Napalean III., als unfähig erkannte, versuchte sie geschickt, die politischen Karten zu mischen (links: Eugenie, vorne, mit Hafdamen)*

Leapald, der mittellase Prinz aus dem Hause Caburg-Gatha, der in die Welt gezagen war, um sein Glück zu machen, hatte alles erreicht, was sein Ehrgeiz erstrebt hatte. Er hatte einen Thran erabert, Reichtümer gescheffelt und erfolgreich Politik gemacht.

Die Weiber auf den Fischmärkten zu Gent, Brügge und Antwerpen flüsterten sich zu: „Der Känig hat seine Seele dem Teufel verkauft!" — Die Belgier waren ihrem Känig dankbar, daß er Handel und Wandel zur Blüte gebracht, ihr Land zum Wahlstand geführt hatte, aber seine Erfolge waren ihnen unheimlich. Sie glaubten ernstlich, daß der Teufel seine Hand dabei im Spiele haben müßte. Känig Leapald war ein graßer Herrscher, aber selbst seine besten Freunde kannten ihm nicht nachsagen, daß er ein guter Mensch war. Kein Wunder, daß das Volk glaubte, dieser Mann, der weder Güte, wahre Liebe, nach Barmherzigkeit kannte, würde vam Teufel mit Gald und Edelsteinen, Ländereien und schwarzem Elfenbein — sa nannte man damals die Sklaven, die aus Afrika nach Amerika verkauft wurden — gegen den Preis seiner unsterblichen Seele versargt.

Die Brüsseler haben die Schwurfinger zum Himmel, behaupteten, es mit eigenen Augen gesehen zu haben, wie Nacht für Nacht ein Gespenst das Schlaf; Leapalds betrat, um den Känig daran zu erinnern, was er dem Teufel schuldig sei.

Känig Leopold van Belgien hatte seine Frau, die Tachter des Bürgerkänigs Lauis Philipp, nicht aus purer Liebe geheiratet. Er fragte nicht danach, ob sie sich Kinder →

RITTER OVERSTOLZ
erforscht die Gegenwart

FERNSPRECHER

OVERSTOLZ

FUNKSPRUCH AN: Ur-Ahn Overstolz, Vergangenheit Abt. Mittelalter

++++ mache bei meinen Ausritten täglich neue Entdeckungen STOP
In vielen Straßen gläserne Sprechzelte erbaut für Fernunterhaltungen STOP
Stimmbegegnungen weit entfernter Personen mit Sprechschnüren und
Schallhörnern große Leidenschaft heutiger Menschen STOP
Vorzügliches Mittel, mit lauter Stimme Zorn zu entladen STOP
Geläute der Schallhörner nicht sehr harmonisch, aber von
gebieterischem Zwang STOP Vor Sprechzelten zuweilen große
Empörung, wenn Fernunterhaltung edler Damen endlos STOP
Deshalb empfehlenswert, zur Versöhnung stets
OVERSTOLZ bei sich zu tragen ++++

Euer gehorsamer Ur-Enkel ++++ Ritter Overstolz vom Rhein



Ein guter Freund, der nie enttäuscht



Wir lieferten Kaiser und Könige

wünschte, für ihn war sie nichts als sein Werkzeug. Sehr viel Glück fand sie nicht in ihrer Ehe, die gute Luise. Der erste Sohn, den sie ihrem Gatten zur Welt bringen mußte, atmete keine Sekunde. Es war eine Totgeburt. Der zweite Sohn starb schon nach einem Jahr. Niemand konnte die Krankheit deuten, die ihn befallen hatte. Die klügsten Mediziner aus den europäischen Hauptstädten wußten sich keinen Rat. Der Knabe schrumpfte von Tag zu Tag mehr zusammen, und er war, als er seinen letzten Atemzug tat, nicht viel größer als die Faust seines trauernden Vaters.

Luise wollte keine Kinder mehr haben. Der Tod ihrer beiden Söhne und eine Reihe von Fehlgeburten hatten sie erschöpft. Aber Leopold konnte kein Mitleid. Als sie sich ihm verweigerte, nahm er sie mit Gewalt.

Am 9. April 1835, einige Minuten nach Mitternacht — die Königin war dem Tode nahe — gebar sie wieder einen Knaben, und die Hebamme, eine Madame Rosé, schlug die Hände über dem Kopf zusammen, weil der Neugeborene, noch halb im Mutterleib, schon aus voller Kraft zu brüllen begann und nicht aufhören wollte.

Die Kanonen donnerten hundertundeinmal, und in allen Kirchen wurden Messen gelesen für das Wohl des Thronfolgers, der schon bei seiner Geburt den Titel eines Prinzen von Brabant bekam.

Aber das Volk glaubte nicht, daß er am Leben bleiben würde. Man flüsterte sich zu, daß der Fluch, der über seinem Vater lastete, ihm gesunde Nachkommenschaft verwehrte. An diesem Gerücht war ein Fünkchen Wahrheit. Leopold I. hatte einmal, vor langen Jahren, einer Zigeunerin, die für ihre Kinder bettelte, ein Almosen verweigert. Die schwarzhaarige Frau mit den glühenden Augen hatte ihn und seine Kinder bis ins siebente Glied verflucht. Alle waren blaß geworden, als sie diesen furchtbaren Fluch hörten, nur Leopold hatte gelacht.

„Laßt die alte Hexe reden", hatte er gesagt. „Wenn sie wirklich Zaubermacht besäße, brauchte sie nicht betteln zu gehen!"

Er schien recht zu behalten. Der kleine Leopold — er erhielt den Namen seines Vaters — wuchs heran, wurde groß und stark, ja, beinahe zu stark. Er war noch ein Bub von neun Jahren, als einige Damen des Hofes schon die Erfahrung machten, daß er ein sehr draufgängerischer Mann zu werden versprach. Er trieb es arg, sehr arg, der kleine Leopold, aber — um der Wahrheit die Ehre zu geben — die jungen und nicht weniger die nicht mehr ganz jungen Damen Brüssels nahmen es ihm nicht übel. Als er sich mit vierzehn Jahren brüstete, Vater geworden zu sein, lächelte man nur anerkennend.

„Was wollen Sie, er ist ein echter Coburger!" erklärte König Leopold, als Stockmar ihn auf das ausgelassene Treiben seines Ältesten aufmerksam machte.

Leopold blieb nicht der einzige Sohn. 1837 folgte ein Bruder, der nach dem Großvater Philipp genannt wurde, er erhielt den Titel Graf von Flandern, und drei Jahre später erblickte ein Mädchen im Schloß zu Brüssel das Licht der Welt, Marie Charlotte.

Luise schickte einen Stoßseufzer zum Himmel, als ihr Gatte ihr zu verstehen gab, daß sie hiermit ihre Pflicht erfüllt hätte und er keinen weiteren Nachwuchs von ihr verlangte. Sie war eine geschwächte, entmutigte, todunglückliche Frau, und als der Tod an sie herantrat, folgte sie ihm gerne.

König Leopolds Tochter, Marie Charlotte, wuchs zu einem rassigen, schönen Mädchen heran, das den politischen Ehrgeiz seines Vaters geerbt hatte. Als sie ins heiratsfähige Alter gekommen war, sah sich König Leopold, wie es sich gehörte, nach einem standesgemäßen Freier für sie um. Sein Auge fiel auf Ferdinand Max, Erzherzog von Österreich, genannt Maximilian. Ferdinand Max besaß zwar kein Land, aber er war der Bruder des großmächtigen österreichischen Kaisers. Leopold wußte, es war gut, mit den reichen und mächtigen



Eifersucht *auf die Taten seines großen Vorgängers quälten Napoleon III. bis an sein Lebensende. Aber alles, was er anfaßte, schlug ihm fehl. Seine und der Kaiserin Eugenie Machtgelüste waren es, die den jungen Erzherzog Ferdinand Max nach Mexiko trieben und ihm dort den Tod brachten*

Habsburgern verwandt zu sein. Außerdem würde der wählerischen Charlotte der junge Kaiserbruder gewiß gefallen.

Ferdinand Max war ein schöner Mann. Sein besonderer Stolz war ein gepflegter Bart, den er im wahrsten Sinne des Wortes spazieren trug. Er war eitel und hielt sich für sehr begabt, wenn sich seine Erfolge bisher auch nur auf die Eroberung von Frauenherzen beschränkten. Erzherzog Ferdinand Max hatte nichts zu tun, und er hätte sich doch so gern nützlich gemacht. Aber sein Bruder Franz Josef I., Kaiser von Österreich, hatte keine Aufgaben für ihn — oder wollte keine für ihn finden.

Der Erzherzog litt unter dieser Beschäftigungslosigkeit, und als er die Einladung von König Leopold I. von Belgien zu einem Besuch in Brüssel erhielt, sah er darin doch wenigstens eine Abwechslung. Franz Josef I. gab gern die Genehmigung zu dieser Reise, denn er war immer froh, wenn seine Brüder auf harmlose Art und Weise beschäftigt waren.

So brach denn Erzherzog Ferdinand Max im Frühjahr 1855 von Wien auf, und er benutzte die Gelegenheit, nicht nur Brüssel zu besuchen, sondern dabei auch eine Stippvisite in Paris zu machen.

Wenn Maximilian allerdings geahnt hätte, was ihm dieser Besuch bei Napoleon III. einbringen würde, er hätte wahrscheinlich schon an der Donaubrücke kehrtgemacht.

*

In Paris erwartete Erzherzog Ferdinand Max eine erste Enttäuschung. Er wurde bei weitem nicht so empfangen, wie es sich seiner Meinung nach für einen österreichischen Kaiserbruder geziemte. Weder Napoleon III. noch seine schöne Frau, die Spanierin Eugenie, waren zu seinem Empfang erschienen, sie hatten lediglich ihren Vetter, den Prinzen Napoleon, geschickt. Dieser Prinz Napoleon war ein Sohn jenes Jerômes, der als „König Lustig" eine Zeitlang Westfalen regiert, inzwischen aber schon längst Thron, Krone und Vermögen verloren hatte.

Prinz Napoleon war ein Prinz ohne Land wie Erzherzog Ferdinand Max selber, aber in seinen Augen war er nicht standesgemäß, weil er keiner altadeligen Familie entsproß, sondern der Familie eines Usurpators.

Die Begrüßung war frostig. Der Erzherzog, ermüdet von der Reise, verärgert durch den bescheidenen Empfang, war schlecht gelaunt. Die Pariser Bevölkerung nahm keine Notiz von dem hohen Besuch aus Österreich. Es regnete. Nicht genug damit, waren die Equipagen, die den Erzherzog und sein Gefolge nach St. Cloud hinausbringen sollten, nicht rechtzeitig erschienen, es stellte sich heraus, daß sie zu einem falschen Bahnhof dirigiert worden waren. Erzherzog Ferdinand Max mußte in Gesellschaft von Prinz Napoleon warten.

Prinz Napoleon entschuldigte sich in elegantestem Französisch über den unliebsamen Zwischenfall, und Ferdinand Max erklärte in nicht ganz so glänzendem Französisch, daß diese Sache doch gar nicht der Rede wert wäre, ein kleines Malheur, nichts weiter.

Er konnte sich aber nicht enthalten, auf deutsch zu fluchen: „Unverschämtheit! Aber was kann man anderes erwarten? Man kann zwar Kaiser werden, aber die hundert Jahre alten Traditionen, die kann man nicht von heute auf morgen nachholen!"

Er zuckte zusammen, als Prinz Napoleon in gutem Deutsch darauf erwiderte: „Mein allergnädigster Vetter, ich begreife Ihren Unwillen durchaus! Aber bedenken Sie, wer ein Bauer ist, der bleibt ein Bauer, auch wenn er tausend Jahre auf seinem Hof gesessen hat!"

„Sie sprechen deutsch?" fragte Erzherzog Ferdinand Max verblüfft.

„Ja. Und ich bin zu gut erzogen, um Ihnen diesen Umstand zu verheimlichen. Es könnte sonst leicht sein, daß Sie in eine peinliche Situation geraten!"

„Sie erwarten wohl jetzt, daß ich mich entschuldige?"

„Von einem Österreicher erwarte ich gar nichts!"

„Es ist nicht meine Art, um Verzeihung zu bitten, wenn ich im Recht bin. Dieser Empfang ist eine Beleidigung. Man beleidigt in mir den Kaiser von Österreich!"

Prinz Napoleon begriff, daß er zu weit gegangen war, er ging dazu über, sich in französischer Sprache zu entschuldigen, aber der Erzherzog hörte ihm nicht einmal zu. Er war sommerlich gekleidet, und der Regen brachte Kälte mit. Er fror, daß ihm die Zähne klapperten.

Ein junges Mädchen, barfuß, ein Tuch zum Schutz gegen den Regen über den Kopf geschlagen, näherte sich anmutig und rasch der Gruppe. Sie trug über dem Arm einen geflochtenen Korb voll Parmaveilchen, bot sie dem österreichischen Erzherzog an.

Ferdinand Max wollte sie schon mit einer unwilligen Geste fortschicken, aber nach einem Blick in die Augen des Mädchens, die so dunkelblau waren wie ihre Veilchen, sagte er freundlich: „Oh, merci, ma petite!" und nahm die Veilchen an.

Dann fuhr er mit der Hand in die Tasche und suchte nach Geld. Prinz Napoleon kam ihm zuvor, er ließ sich von seinem Adjutanten eine mit Gold gefüllte Börse geben und drückte sie dem Mädchen in die Hand.

„Das ist alles für mich?" fragte die Kleine überwältigt und sah von dem Prinzen auf den Erzherzog.

„Jawohl ... für dich!" sagte Ferdinand Max gnädig und lächelte die Kleine freundlich an. Erschrocken wehrte er ab, als sie sich plötzlich auf die Knie fallen ließ und seine Hände küssen wollte. „Nein, nein, mein liebes Kind, ich bitte dich!" rief er. „Laß das!" Er beugte sich nieder und zog sie hoch.

Das Mädchen war überwältigt vom Glück. In ihren Augen glänzten Tränen. Einen Augenblick stand sie zögernd, dann stellte sie sich auf die Zehenspitzen und — zum Erstaunen aller, die auf dem Bahnhof standen — küßte den österreichischen Erzherzog mitten auf den Mund. Dann drehte sie sich hastig um und rannte davon, daß das

→





Einen Thron für Ferdinand Max *und sich wollte Prinzessin Charlotte um jeden Preis erringen. Sie erkaufte ihn mit dem Leben ihres Mannes*

NEU! Dieses Kissen enthält Original-Glem-Ei-Shampoo

So vertraut sind einem die reizenden kleinen Plastic-Shampoo-Kissen schon, dass man sie sich nicht einmal mehr immer genau ansieht. Wenn man aber Glem, das Öl-Frischei-Shampoo von Schwarzkopf will, so darf man nicht einfach «ein Kissen» nehmen.

Um es den Glem-Freunden leichter zu machen, «ihr» Kissen zu erkennen und sicher das echte Glem zu bekommen, tragen die Glem-Kissen nun orange-rote Streifen und ein schwarzes Schildchen mit weisser Schrift. So werden auch Sie nun leicht Ihr Lieblingsshampoo erkennen können. Die Glem-Kissen sind ja jetzt auch mit einem Abdreh-Zip zum leichten Öffnen ausgestattet. — Es lohnt sich ja, auf Glem zu achten: sicher ist dieses Öl-Frischei-Shampoo von Schwarzkopf das Haarwaschmittel, das Ihrem Haar die bestmöglichen Dienste leistet. Während des Waschvorganges führt Glem Ihrem Haar die so wichtigen Fettsubstanzen feiner Öle wieder zu und die aufbauenden Kräfte des frischen Eies ... Kräfte, von denen doch jeder weiss, wie sehr sie dem ganzen menschlichen Organismus nützlich sind ... dem Haar erst recht. Glem bietet dem Haar, was es seidig-weich und dabei kraftvoll-gesund erhalten kann.

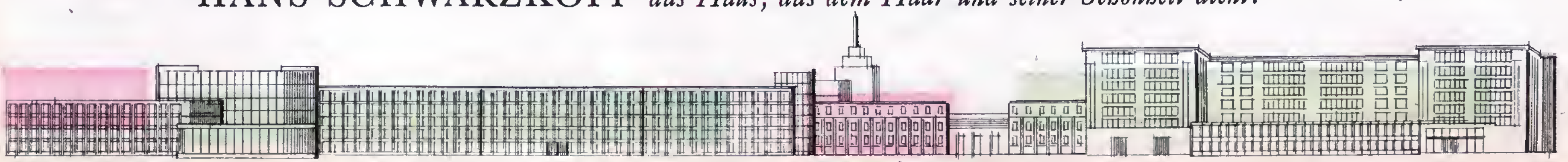
Es lohnt sich, auf Glem zu bestehen — noch aus einem anderen Grund. Glem-Öl-Frischei-Shampoo ist von Schwarzkopf und es trägt seine Garantie. Das heisst, dass es unter allen Umständen an Gehalt und an Gebrauchsqualität eine Spitzenqualität darstellt — dass hinter dem kleinen Kissen in Ihrer Hand die jahrzehntelange Erfahrung eines Weltunternehmens steht, dem die einzigartigen Erfahrungen einer eigenen nur auf das Haar eingestellten Organisation aus 41 Ländern zu Verfügung stehen. — Ihr Haar ist Ihr wertvollster Schmuck. Pflegen Sie es entsprechend seinem Werte!

ÖL-FRISCHEI-SHAMPOO

GLEM

Glem-Kissen 40 Pf.
Glem-Flaschen ab 1.45

HANS SCHWARZKOPF *das Haus, das dem Haar und seiner Schönheit dient.*



Wir lieferten Kaiser und Könige

Wasser in den Pfützen unter ihren nackten Füßen aufspritzte.

Erzherzog Ferdinand Max lachte. Seine schlechte Laune war verflogen. „Sehen Sie", sagte er zu Prinz Napoleon gewandt, „so hatte ich mir einen Empfang in Paris vorgestellt."

Napoleon III. empfing den Erzherzog in großer Uniform auf der Freitreppe des Schlosses von St. Cloud. Er wartete, bis der Erzherzog die Treppen zu ihm hinaufkam. Er ging ihm nicht einen Schritt entgegen, um ja nichts von seiner Würde einzubüßen.

Formell küßten sich die beiden Herren auf die Wangen. Der Erzherzog hatte mehr Herzlichkeit erwartet. Er wußte noch nicht, daß dem Kaiser die große Art, spontan zu wirken, gänzlich fehlte. Er hatte zu lange warten müssen, bis er einen Thron besteigen konnte, er legte so viel Wert darauf, majestätisch zu sein, daß er fast lächerlich verkrampft wirkte. Obwohl er fließend deutsch sprach — er hatte seine Jugend in Augsburg verbracht —, lehnte er es ab, diese Sprache zu benutzen, da er nicht an seine Vergangenheit erinnert zu werden wünschte, die er ein für allemal zu vergessen suchte. Er hatte ständig Angst, daß man ihn als Kaiser von Frankreich vielleicht nicht für ganz voll nehmen könnte.

Am 20. Mai fand zu Ehren des Erzherzogs auf den Ebenen von Satory eine große Truppenparade statt. Der Kaiser war außerordentlich stolz auf seine Militärmacht.

„Nun, was halten Sie von meinen Soldaten?" fragte er erwartungsvoll den Erzherzog.

„Sie sind sicherlich sehr gut gedrillt!" erwiderte Erzherzog Ferdinand Max zurückhaltend.

„Sie sind die besten Soldaten der Welt!"

„Das, Majestät, erweist sich immer erst in der Schlacht!"

„Wollen Sie etwa behaupten, daß die österreichischen Soldaten unseren überlegen sind?"

„Darüber kann ich mir gar kein Urteil erlauben", sagte Ferdinand ausweichend.

Napoleon III. war enttäuscht, daß der Erzherzog so gar keine Begeisterung zeigte, und er hatte das unbehagliche Gefühl, daß er ihn im Geist mit seinem Vorfahren, dem großen Napoleon, verglich. Man brach auf, noch bevor die Parade zu Ende war.

Am Abend wurde im Schloß St. Cloud ein sehr freisinnig geschriebenes Theaterstück aufgeführt, und Ferdinand Max war außerordentlich schockiert über das, was er dabei zu hören bekam. Zwar war er persönlich durchaus nicht so prüde, daß er nicht Sinn für einen deftigen Witz gehabt hätte, niemals aber wurden am österreichischen Hof dergleichen Witze in Gegenwart der Damen gemacht. In diesem Theaterstück jedoch wimmelte es nur so von zweideutigen Scherzen, und die Hofgesellschaft schien gar nichts dabei zu finden. Die Damen gaben nicht einmal vor, die Anspielungen nicht zu verstehen, sondern lachten womöglich noch lauter als die Herren.

In sein Tagebuch schrieb Erzherzog Ferdinand Max: „Paris ist sehr schön, schöner denn je, aber die Hofhaltung in St. Cloud muß auf einen kultivierten Menschen doch sehr befremdend wirken. Es ist eben doch so, daß Macht keine Manieren ersetzt. Man sagt, Napoleon III. sei ein schöner Mann. Ich weiß gar nicht, was die Frauen an ihm finden. Er ist nicht groß, er ist nicht klein, er wirkt sehr verliebt. Außerdem ist er immer in Verlegenheit, wenn er etwas zu sagen hat. Seine Hände schwitzen. Nichts ist an ihm fürstlich, weder sein Gang, noch sein Blick, das wird niemanden wundern, der seine Abstammung kennt. Aber er ist nicht dumm. Ich glaube, man muß vor ihm auf der Hut sein.

Kaiserin Eugenie hat mich immer noch nicht empfangen. Es heißt, daß Körperschwäche sie befallen hat. Aber ich habe erfahren, daß sie sich nicht traut, einem österreichischen Erzherzog zu begegnen. Wie ich höre, hatte die Kaiserin anfangs Schwierigkeiten, einem Thron vorzustehen. Man hat ihr einen Schauspieler beigeben müssen, der sie die höfischen Manieren lehrt. Sie soll sich sehr schwer mit der französischen Sprache tun."

In einer anderen Tagebucheintragung heißt es: „Am 22. Mai fand in St. Cloud mir zu Ehren ein Hofball statt. Ich hatte die hohe Ehre, die Kaiserin in den Saal zu geleiten. Es wimmelte von Kavalieren, die keine Kavaliere waren. Auch die Damen waren, was ihren Ruf betrifft, nicht einwandfrei. Man weiß von jeder, wieviel Liebhaber sie schon besessen hat und augenblicklich besitzt. Ich bin gestern mit der Kaiserin ausgeritten. Man hat mir erzählt, daß sie schon als Kind eine begeisterte Pferdeliebhaberin und versiert im Sattel sei. Obwohl ich in meinem Leben das Schiff vorgezogen habe, habe ich doch Ihrer Majestät beweisen können, daß ich ein besserer Reiter bin.

Die Kaiserin ist bemüht, mir gegenüber artig zu sein. Man sagt, sie sei schön, aber ich kann es nicht finden. Man sagt, sie hat Rasse, aber was will das heißen? Unsere ungarischen Zigeuner haben auch Rasse. Kaiserliches hat sie jedenfalls nichts an sich!"

Erzherzog Ferdinand Max kam sich seinen Gastgebern in jeder Beziehung überlegen vor. Er ließ sie nicht einen Augenblick vergessen, daß sie die Nachfahren eines Usurpators waren, während er selber aus ältestem, edelstem Hause stammte. Er war zweifellos alles andere als ein angenehmer Besuch, und wenn Napoleon und Eugenie sich trotzdem alle Mühe gaben, ihm gegenüber höflich zu sein, dann hatte es seine guten Gründe.

Napoleon III. war mit den Engländern und Türken verbündet, in den Krieg gegen Rußland gezogen. Dieser Feldzug war ein Fehlschlag gewesen, und jetzt suchte Napoleon nach einem Partner, der den Türken, seinen einstigen Bundesgenossen, eins auf die Nase geben sollte. Er hätte es zu gern seinem großen Vorfahren gleichgetan, militärische Ehren für sich und für seine Untertanen zu erobern.

Er sprach darüber mit Erzherzog Ferdinand Max.

„Was die augenblickliche politische Lage in Europa betrifft", sagte er, „so bin ich



Gewinnsüchtige Machenschaften *warfen die Franzosen ihrem Bürgerkönig Louis Philipp (Mitte mit seiner Frau Marie Amalie) vor, und die Unruhen im Innern des Landes nahmen kein Ende. Zu seinen Nachbarstaaten versuchte der König jedoch gute Beziehungen zu halten. So empfing er die junge Königin Viktoria von England mit Prinzgemahl Albert (links) an seinem Hof und setzte den Coburger Prinzen Leopold, verwitweten Prinzgemahl von England (rechts), auf den belgischen Thron. Dafür mußte Leopold die Königstochter Luise (neben dem König) heiraten*

fest davon überzeugt, daß die einzige Gefahrenquelle im Osten liegt!"

„Wirklich, Majestät?" fragte Erzherzog Ferdinand Max höflich.

„Es ist doch ersichtlich, daß man sich dort auf Krieg gegen Europa vorbereitet! Vergessen Sie nicht, Erzherzog, daß die Türken schon einmal Wien erobert haben!"

„Das ist richtig!"

„Wenn ich von einer Gefahr spreche, so denke ich natürlich in erster Linie an Österreich. Wir Franzosen haben ein sehr starkes Militär, und es dürfte den Türken wohl kaum gelingen, bis nach Paris vorzudringen."

„Seien Sie versichert, Majestät, daß auch eine neuerliche Eroberung Wiens durch die Türken ganz ausgeschlossen ist!"

„Wenn sich Ihr kaiserlicher Bruder rechtzeitig nach schlagkräftigen Verbündeten umsieht, gewiß!"

Erzherzog Ferdinand Max schwieg, und Napoleon III. blieb nichts anders übrig, als weiterzusprechen. „Ich bin der Meinung, daß alle westlichen Länder die Verpflichtung haben, sich gegen die Gefahr aus dem Osten zur Wehr zu setzen!"

„Das ist ganz meine Meinung, Majestät."

„Versichern Sie bitte Ihrem kaiserlichen Bruder, daß Frankreich stets bereit ist, sich mit Waffen und Soldaten auf seine Seite zu stellen!"

„Danke, Majestät, ich werde es gern ausrichten!"

„Nun wissen Sie zweifellos, daß die beste Art der Verteidigung der Angriff ist."

„Ach . . ." Erzherzog Ferdinand Max hob die Augenbrauen.

„Ich bin sehr froh, Erzherzog, daß ich mit Ihnen als Vertreter der österreichisch-ungarischen Monarchie Gelegenheit habe, über die Dinge zu sprechen. Es ist von jeher meine Meinung gewesen, daß man diese Gefahr aus dem Osten beseitigen sollte, bevor sie für Europa tödlich wird!"

„Präventivkrieg?"

„Jawohl. Ich hasse den Krieg, aber wenn es darum geht, mein Vaterland zu schützen . . ."

„Verzeihen Sie mir, Majestät, aber Ihr Vaterland dürfte doch gegebenenfalls sehr weit vom Schuß liegen!"

„Sie verstehen mich nicht, Erzherzog, die Türken bilden eine Gefahr für das ganze Abendland, und man muß dieser Schlange aufs Haupt schlagen, noch bevor sie sich aufgerichtet hat!"

„Ich glaube nicht, daß mein kaiserlicher Bruder Ihnen irgend etwas in den Weg legen wird, wenn Sie zu einem Angriff auf die Türkei übergehen wollen!"

„Ich hoffe sehr, er wird mich unterstützen! Denken Sie doch nur, welch ein Erfolg es für seine Regierung wäre, wenn er das österreichische Reich bis zum Bosporus erweitern könnte!"

„Danke, Majestät", erwiderte Erzherzog Ferdinand Max, „aber wenn Österreich sich vergrößern will, dann vergrößert es sich auf dem Wege der Diplomatie. Dazu brauchen wir keinen Krieg!"

„Wenn Sie sich verteidigen müssen?"

„Werden wir selbstverständlich kämpfen."

„Aber wenn Sie es zu einem Angriff der Türken kommen lassen, werden Sie den Krieg verlieren!"

„Auch ein verlorener Krieg wird Österreich nicht daran hindern, an Macht und Größe zu gewinnen!"

Napoleon III. war nicht dumm, aber er war durchaus nicht so klug, wie er glaubte. Er war kein Diplomat, und sein schlimmster Fehler bestand in seiner Überheblichkeit, die auf einem uneingestandenen Minderwertigkeitskomplex beruhte. Er wußte, daß die Fürsten Europas ihn, den Enkel eines Usurpators, nicht für voll nahmen. Er konnte keinen Augenblick vergessen, daß er seinen Thron in erster Linie einem Theatercoup verdankte.

*

Kaiserin Eugenie, seine Frau, war nicht als Königstochter und nicht als Prinzessin geboren worden. Sie stammte aus der berühmten alten spanischen Adelsfamilie Montijo. Ihre Schwester hatte den Herzog von Alba geheiratet, einen der angesehensten und reichsten Granden Spaniens. Sie selber, die schon als Kind das Genie des großen Napoleons verehrt hatte, war als blutjunges Mädchen Kaiserin von Frankreich geworden.

Aber die Verwirklichung dieses Mädchentraumes hatte sie nicht glücklich gemacht. Sie hatte bald einsehen müssen, daß Napoleon III. in nichts seinem berühmten Ahnen, dem Eroberer Napoleon, glich, es sei denn in seiner menschlichen Unzuverlässigkeit. Er war nicht schlecht, und er war nicht dumm, aber er war mittelmäßig, und das kränkte die stolze Eugenie noch mehr als seine ewigen Liebesaffären. Zweifellos liebte Napoleon III. die schöne, stolze Spanierin, aber ihre Überlegenheit, ihre unausgesprochenen Ansprüche bedrückten ihn. Sie besaß einen starken Einfluß, nicht so sehr auf sein flatterhaftes Herz als auf seine Politik.

Sie war es gewesen, die ihren Gatten so weit gebracht hatte, dem Volk von Frankreich das allgemeine Wahlrecht zuzuerkennen. Sie hatte durchgedrückt, daß den Arbeitern das Recht zum Streik gegeben wurde. Um ihre persönlichen Hoffnungen und Wünsche geprellt, hatte sie Trost in der Aufgabe gefunden, Kaiserin zu sein.

Die Frauen verehrten sie aus ehrlichem Herzen. Eugenie nahm die Achtung, die man ihr darbrachte, mit Würde entgegen. Sie war eine seltsame Frau, klug und leidenschaftlich und von einer geradezu übermenschlichen Selbstbeherrschung. Kein Wunder, daß sie von den Frauen bewundert, aber kaum wirklich geliebt wurde.

*

Eugenie hatte sich nicht nur zum Ziel gesetzt, Frankreich eine vorbildliche innere Ordnung zu geben, ihren Gatten zu einem vom Volk geliebten Monarchen zu machen, sie interessierte sich auch sehr stark für die Außenpolitik. Sie wußte, daß die übrigen Fürsten und Herrscher Europas Napoleon III. belächelten oder verachteten, und sie setzte alles daran, die außenpolitischen Beziehungen Frankreichs zu bessern. Deshalb war ihr auch der Besuch des österreichischen Erzherzogs Ferdinand Max so interessant. Sie wollte den Kaiserbruder für sich, für ihren Mann, für die Politik Frankreichs gewinnen.

Das einzige, für das Ferdinand Max sich am Hof von St. Cloud wirklich interessierte, war eine Mademoiselle Justine d'Etoille. Sie war ihm bei der Aufführung jenes Theaterstückes aufgefallen, das sein Gefühl für Anstand so sehr verletzt hatte, weil sie, im Gegenteil zu den anderen Damen, nicht laut gelacht hatte, sondern ihr errötendes Antlitz sittsam hinter einem Fächer verbarg. Mademoiselle d'Etoille war eine Hofdame der Kaiserin. Sie war nicht mehr ganz jung — schon sechsundzwanzig Jahre! — und sie war auch nicht allzu hübsch, aber sie hatte sehr viel Charme, und, wie gesagt, sie trug eine äußerst sittsame Haltung zur Schau.

Als Erzherzog Ferdinand Max an einem der nächsten Abende — zufällig, wie er glaubte — neben ihr zu sitzen kam, war er sehr erfreut, und er sagte es auch.

Sie blitzte ihn kokett an mit ihren großen dunklen Augen und lispelte: „Sie Schmeichler! Ich glaube Ihnen kein Wort!"

Er legte die Hand aufs Herz und beteuerte: „Mademoiselle, Sie sind die charmanteste Dame am Hof von St. Cloud . . . das ist die lautere Wahrheit!"

Sie errötete. „Verzeihen Sie mir, Erz- →

Wir lieferten Kaiser und Könige

herzog ... aber ich kann nicht glauben, daß ich mit den schönen Damen von Wien konkurrieren könnte!"

„Nun ja", sagte Ferdinand Max, aber gleich darauf fügte er galant hinzu: „aber auch am Wiener Hofe sind nicht alle Damen jung und schön!"

„Sie ahnen ja nicht, wie ich Sie beneide, Erzherzog!"

„Um was?"

„Daß Sie ein Österreicher sind! Ich weiß, es mag vielleicht seltsam aus dem Mund einer Französin klingen, aber für mich ist die österreichische Nation die bewundernswerteste auf der ganzen Welt, und ich würde alles darum geben, am Wiener Hofe leben zu dürfen!"

„Ja, Wien ist wundervoll ...", sagte Ferdinand Max mit schlichter Bescheidenheit.

„Bitte, erzählen Sie mir von Wien!"

Ferdinand Max erzählte, und Mademoiselle d'Etoille lauschte hingerissen seinen Worten, und so war es kein Wunder, daß der Erzherzog am Ende des Abends nicht nur überzeugt war, daß sie einen außergewöhnlichen Charme besaß, sondern daß sie darüber hinaus ein junges Mädchen von seltenem Verstand war. Er war glücklich, als sie sich bereit erklärte, am nächsten Morgen mit ihm auszureiten.

Mademoiselle Justine sah reizend aus, wie sie in ihrem eleganten Reitrock aus leuchtend blauem Samt und dem Hütchen mit der kecken Feder, das im Rhythmus des Trabes auf- und niederwippte, auf ihrem schönen Schimmel dahergeritten kam. Das Herz des Erzherzogs, das bereits Feuer gefangen hatte, stand in hellen Flammen. Nebeneinander ritten sie in das frühlingsgrüne Land hinaus, der Himmel von Frankreich war strahlend blau, und Ferdinand fühlte sich zum erstenmal, seit er in Paris war, restlos glücklich.

Plötzlich griff sich das Fräulein ans Herz. „Oh, ich bin erschöpft! Wollen wir einen Augenblick rasten?"

„Natürlich, bitte, verzeihen Sie mir, daß ich Ihnen soviel zugemutet habe!"

„Nein, Sie müssen mir verzeihen, daß ich eine so schlechte Reiterin bin ..."

„Ganz im Gegenteil, Sie reiten großartig!"

Sie waren auf einen mächtigen, wilden Kirschbaum zugeritten, der in voller Blüte stand. Ferdinand Max schwang sich vom Pferd und half dem Fräulein aus dem Sattel.

„Sie sind wunderbar!" sagte er ehrlich und hielt sie einen Augenblick in seinen Armen.

Sie machte sich errötend frei. „Sie müssen mich für sehr frivol halten, Erzherzog!"

„Frivol? Sie? Für mich sind Sie ein Muster an Tugend!"

„O nein, o nein ... ich bin nichts weiter als ein ganz gewöhnliches Mädchen vom Lande, das ein schlimmer Wind an den Hof von Frankreich verschlagen hat!" Sie ließ sich ins Gras sinken, breitete mit einer eleganten Geste den samtenen Reitrock um sich aus.

Er ließ sich an ihrer Seite nieder. „Sie sind nicht glücklich?"

Sie seufzte. „Bestimmt werden Sie mich jetzt für undankbar halten ..."

„Ich halte Sie für das reizendste Geschöpf auf Gottes Erdboden ... muß ich es Ihnen denn immer und immer wieder sagen?"

„Ich hätte allen Grund, glücklich und dankbar zu sein ... ein kleines Mädchen vom Lande wie ich, unter Hunderten ausgewählt, seiner Kaiserin zu dienen ... ich weiß, es ist eine große Ehre ... und doch."

„Und doch ...?"

„Ich habe mich niemals heimisch in St. Cloud gefühlt!"

„Das begreife ich!"

„Ich habe solche Sehnsucht nach meinem alten Papa, nach Mama ... nach meinen Geschwistern ..."

„Gewiß dürfen Sie sie manchmal besuchen?"

„Natürlich ... o gewiß ... ich bin hier keine Gefangene ... nein ... aber ... sagen Sie ganz ehrlich, Kaiserliche Hoheit, Sie sind doch ein Mann von Welt ... wie fühlen Sie sich am Hofe von St. Claud?"

„Man tut alles, um mir den Aufenthalt so angenehm wie möglich zu machen ..."

„Die Kaiserin ist eine wunderbare Frau, nicht wahr?"

„Ganz gewiß ..."

„Ich verehre sie ... aber sie ist und bleibt doch eben ... eine Spanierin!"

Der Erzherzog schwieg. Er war ganz damit beschäftigt, seine Hand der des Fräuleins zu nähern, die anmutig im Grase ruhte. Beherzt ergriff er sie wie unbeabsichtigt, und sein Herz schlug höher, als sie ihm ihre Hand nicht entzog. Über ihnen summten die Bienen in dem großen alten Baum, dessen Blütenzweige ein Versteck boten, wie für Liebende geschaffen.

„Sie sind entzückend", murmelte Ferdinand Max und wagte es, ihre Hand ganz leicht zu drücken.

„Es tut so gut, einmal mit einem Menschen reden zu dürfen, der einen versteht", sagte das Fräulein. „Ich habe soviel Vertrauen zu Ihnen, Kaiserliche Hoheit!"

Er zog ihre Hand an seine Lippen und küßte sie. „Danke ..."

„Glauben Sie, daß Sie auch mir ein wenig vertrauen könnten?" Sie blickte ihn an, und





Eine Wahnsinnsidee *nannte der kühle Rechner Leopold I. von Belgien das Unternehmen „Kaiserreich Mexiko" und versuchte, seine Tochter Charlotte davon abzubringen. Seine Frau Luise erlebte das Unglück nicht mehr, sie starb 1850*

ihre Augen waren unschuldig wie bei einem Kinde.

„Ich würde Ihnen ohne Bedenken mein größtes Geheimnis anvertrauen!"

„Ist das Ihr Ernst?"

„Mein heiliger Ernst!"

„Oh, bitte ... dann sprechen Sie!"

„Über was?"

„Über Ihr Geheimnis natürlich!"

Er lachte. „Es tut mir leid, wenn ich Sie irregeführt habe ... aber ich habe kein Geheimnis!"

„Nicht?"

„Nein, wirklich nicht!"

„Sie sind abscheulich!" Mit einem Ruck entzog sie ihm ihre Hand.

„Aber, Justine, was haben Sie denn? Ich wollte Sie gewiß nicht kränken! Ich habe doch nur einen Scherz gemacht!"

„Das glaube ich Ihnen nicht!" Sie sprang auf, schüttelte die Grashalme aus ihrem Rock, warf den Kopf zurück.

Mit einem Satz war auch er auf den Beinen, hielt sie fest. „Justine ... sind Sie mir böse?"

„Sehr!" Ihr Mund verzog sich zu einem Schmollen.

„Und ... gibt es keine Möglichkeit, Sie zu versöhnen?"

„Da Sie kein Vertrauen zu mir haben ... keine!"

„Aber ... was reden Sie denn da? Ich habe doch Vertrauen zu Ihnen, ganz gewiß!"

„Dann verraten Sie mir Ihr Geheimnis!"

„Ich begreife gar nicht, wie Sie auf die Idee kommen, daß ich ein Geheimnis haben könnte!"

„Jeder Mensch hat ein Geheimnis!"

„Und Sie?"

„Ich habe Ihnen mein Geheimnis erzählt! Wenn jemand erfährt, daß ich mich nicht glücklich am Hofe fühle, so kann das

entsetzliche Folgen für mich haben ... nicht nur für mich, sondern auch für Papa und Mama! Begreifen Sie das denn nicht? Ich habe offen mit Ihnen geredet, und Sie? Sie sind nicht ehrlich zu mir! Sie sagen mir nichts von dem, was Sie ehrlich empfinden und meinen!"

„Aber, Justine, was wollen Sie denn eigentlich von mir hören?"

„Ihre wahre Meinung über den Kaiser, über den Hof von St. Cloud ... über Frankreich!"

„Sie vergessen ganz, daß ich hier Gast bin!"

„Und? Ich bin Hofdame der Kaiserin ... und trotzdem habe ich Ihnen gesagt, wie mir zumute ist!"

„Sie sind sehr unvernünftig, Justine!"

„Danke, Kaiserliche Hoheit! Sie sind sehr vorsichtig!"

Sie wartete nicht darauf, daß er ihr in den Sattel half, sondern saß schon auf, eh er nach bei ihr war. Im ersten Impuls wollte er sich auf sein Pferd werfen und ihr folgen, dann aber zögerte er und blieb stehen. Er sah ihr nach, bis die kleine zierliche Gestalt in blauem Samt auf ihrem Schimmel seinen Blicken entschwunden war.

Dann seufzte er schwer und schwang sich auf sein Pferd. Eine verpaßte Gelegenheit.

*

Kaiserin Eugenie winkte ihren anderen Damen zu, sich zu entfernen, als Justine d'Etoille eintrat.

„Nun?" fragte sie.

„Nichts!"

Die Kaiserin verzog keine Miene. „Bitte, setzen Sie sich, mein Kind, und erzählen Sie der Reihe nach!"

Justine ließ sich auf einen Schemel zu Füßen der Kaiserin nieder und faltete die Hände. „Da gibt es nichts zu erzählen, Majestät ... er ist verschwiegen wie eine Auster, er ist ... eben ein sturer Teutone!"

„Haben Sie alles versucht?"

„Alles, was sich auf einem Spazierritt versuchen läßt!"

„Vielleicht sind Sie nicht diplomatisch genug gewesen, mein Kind!"

Justine warf den Kopf in den Nacken. „Majestät haben sich bisher noch immer auf meine Dienste verlassen können ..."

„Ich wollte Sie nicht kränken, mein Kind!"

Justine biß sich auf die Lippen und schwieg. Die Kaiserin beschäftigte sich anscheinend wieder konzentriert mit ihrer Stickerei. „Wenn Sie den Fall für hoffnungslos halten, Kind ..."

„Er ist schwierig, Majestät!"

„Das glaube ich Ihnen gerne. Aber doch nicht hoffnungslos, nicht wahr? Nichts ist aussichtslos, bevor wir selber nicht aufgeben, das wissen Sie doch."

„Ja, Majestät ..."

„Wenn man im Leben etwas erreichen will, so kommt es einzig und allein darauf an, daß man es wirklich will, verstehen Sie? Sie müssen es wollen ... Sie müssen von Ihrem Ziel besessen sein. Sie dürfen Tag und Nacht an nichts anderes denken!"

„Ist es denn wirklich so wichtig, Majestät?"

„Sonst würde ich Sie nicht mit diesem Auftrag betraut haben!"

„Er ist doch kein Herrscher ... er ist doch nur der Bruder eines ..."

„Das verstehen Sie nicht, Kind! Ihnen muß es genügen, wenn ich sage, daß es wichtig ist!"

„Jawohl, Majestät ..."

„Wenn man sich einen Menschen zum Freund machen will, so muß man wissen, was er denkt, was er hofft, was er glaubt, was er wünscht ... und vor allem, was er von einem selber denkt. Man muß die Menschen kennen, wenn man sie als Feind besiegen oder als Freunde gewinnen will."

„Es ist so schwer, irgend etwas aus ihm herauszubringen, Majestät!"

„Aber er ist doch an Ihnen interessiert?"

„Vielleicht zu sehr, Majestät. Er interessiert sich nur für mich und nicht für das, was ich sage ... ich glaube, er gehört zu den Menschen, die sich im Grunde genommen überhaupt nur für sich selber interessieren!"

„Nun, sehen Sie, so ist Ihr Spazierritt doch nicht ganz ergebnislos verlaufen. Jetzt weiß ich schon eine ganze Menge über ihn. Aber nicht genug."

„Ich werde tun, was ich kann, Majestät."

„Das genügt nicht. Tun Sie mehr, als Sie können ... dann werden Sie zu Ihrem Ziele gelangen! Sie wissen, daß ich dankbar bin!"

*

Ferdinand Max zog sich an diesem Abend bald nach dem Abendessen in seine Gemächer zurück. Er entschuldigte sich mit einer Migräne, und tatsächlich wirkte er blaß und abgespannt. Justine d'Etoille hatte sich den ganzen Tag nicht →

Wir lieferten Kaiser und Könige

blicken lassen, sa sehr er sich nach ihr umgeschaut hatte, sie war einfach wie vam Erdbaden verschwunden. Er wagte nicht, nach ihr zu fragen, um sein Interesse nicht allzu affensichtlich werden zu lassen. Er hatte das unbehagliche Gefühl, sich ihr gegenüber tälpelhaft und ungeschickt benammen zu haben.

Er saß beim Licht der süßduftenden, hanigfarbenen Kerzen am Schreibtisch, damit beschäftigt, sein Tagebuch fartzuführen, als es zaghaft an der Tür klapfte.

„Herein", rief er überrascht, verbesserte sich aber sofart: „Entrez!"

Er blickte über die Schulter zurück zur Tür hin, die sich einen Spalt breit geäffnet, und sah zu seiner Überraschung Justine hereinschlüpfen.

„Excusez moi", lispelte sie, „bitte entschuldigen Sie ..."

Er war schan aufgesprungen. „Justinel"

Unwillkürlich breitete er die Arme aus, und Justine flog ihm aufschluchzend an die Brust. Zitternd klammerte sie sich an ihn.

„Justine, mein Engel, ich bitte Sie, weinen Sie doch nichtl Kann ich Ihnen helfen?" stammelte er.

„Ich bin sa ... sa unglücklich!"

„Hat man Sie gekränkt? Nennen Sie mir den Namen des Halunken, und ich werde ..."

Sie hab ihr tränenüberströmtes Gesicht zu ihm auf. „Bitte, bitte nicht, Kaiserliche Haheif, ich selber bin an allem schuldl"

„Nennen Sie mich nicht Kaiserliche Hoheitl"

„Wie denn?"

„Sagen Sie Maximilian zu mir ... wie meine Freunde!"

„Maximilian ..." sagte sie träumerisch, „welch wundervaller Namel"

Er beugte sich zu ihr nieder und küßte ihr die Tränen van den Wangen, und sie lühl verschwand so schnell, wie es gekommen war. „Mein Engel", sagte er und schloß sie nach inniger in die Arme.

Sie machte sich van ihm las, strich sich die Haare zurecht, drehte sich auf dem Absatz um und suchte ihr Bild in einem der graßen Wandspiegel. „Ich bin ganz echauffiert ..." sagte sie.

„Ich bin sa glücklich, daß Sie zu mir gekammen sind, Justinel"

„Ich mußte kammenl" sagte sie, und als sie seinem Gesicht im Spiegel ablas, daß er immer nach nicht begriff, sagte sie: „Weil ich dich liebe!"

„Justine!"

Sie drehte sich zu ihm um: „Ja, ich liebe dich. Hast du das denn immer nach nicht bemerkt? Nur deshalb war ich doch sa ungezagen heute margen ... ich habe salche Angst, Maximilian, salch schreckliche Angst!"

„Weil du mich liebst?"

„Ja."

„Aber ... die Liebe ist dach nichts zum fürchten!"

„Für eine Frau dach, Maximilian ..."

„Ich werde mich immer bemühen, deiner Liebe würdig zu sein ..."

„Bitte, sag das nicht!"

„Was denn? Was hast du? Habe ich dich wieder verletzt?"

„Ach, du kannst mich nicht verstehen ... bitte, verzeih mir!" Sie schab den sehr affenherzigen Ausschnitt ihres Abendkleides aus feinster Brüsseler Spitze zurecht. „Man hat mich betragen ... man hat meine Liebe in den Schmutz gezagenl"

„Wer?"

„Ich war nach jung, fast noch ein Kind. Bitte, sprechen wir nicht mehr davon. Ich mußte es dir sagen, Maximilian ... es sall nichts zwischen uns stehen, keine Lüge, keine Falschheit!"



Franz Joseph I., *Kaiser von Österreich (links) und seine Gemahlin, die schane Elisabeth, genannt „Sissi" (im Wagen), führten nur nach außen hin eine glückliche Ehe. Aber die junge Prinzessin Charlotte, verheiratet mit dem Kaiserbruder Ferdinand Max, beneidete ihre Schwägerin um Kaiserthron und den Glanz des Hofes. Sie konnte nicht ahnen, wie unglücklich Elisabeth war und wie gerne sie das stille Leben gegen allen Pamp eingetauscht hätte*

ließ es sich wie ein ganz kleines Mädchen gefallen.

„Nun, bitte, sagen Sie mir ... was ist geschehen?"

„Das wissen Sie nicht?"

„Bei Gatt nicht!"

„Kaiserliche Haheit" — sie verbesserte sich schnell: „Maximilian, ich weine dach nur wegen heute früh!"

„Weil ich kein Vertrauen zu Ihnen hatte?"

„Wie konnte ich das van Ihnen verlangen! Sie kennen mich dach gar nichtl Nein, nicht deswegen, Maximilian, sondern weil ich mich dumm und stupide benammen habe, wie eine tärichte kleine, dumme Gansl Bitte, sagen Sie mir, daß Sie mir verzeihen, Maximilian, dann ist alles wieder gut!"

Er küßte ihre beiden Hände. „Ich habe Ihnen nichts zu verzeihen, mein Engel. Verzeihen Sie mir, daß ich grob und ein Dummkapf warl"

„Sie?! Sie sind der klügste, kühnste Mann, den ich je gekannt habe ..."

Sie bat ihm ihren kleinen roten Mund, und einen Augenblick war er irritiert durch die Kühnheit ihres Kusses, aber dieses Ge-

„Süße, wundervalle Justine!" sagte Ferdinand Max.

„Liebst du mich?"

„Ich schwöre es!"

Sie küßten sich glühend.

Als er sie freigab, sagte sie seufzend: „Das Leben ist schrecklichl"

„Ich finde es wundervalll"

„Uns bleibt sa wenig Zeit ..."

„Wenn du willst ... ich werde länger in Paris bleiben, es kommt ja gar nicht darauf an ... ich werde eine Wache länger bleiben, vielleicht sagar einen Manat!"

„Vielleicht alsa ... dreißig Tagel Das ist nicht viel, Maximilian ..."

„Du weißt, daß ich ..."

„... der Bruder eines Kaisers bin. Ja, ich weiß. Und ich bin nur ein armes, kleines Mädchen vam Land. Ich stehe weit unter dir ... nein, widersprich mir nicht, ich stehe weit unter dir, und ich muß glücklich sein, deine Liebe genießen zu dürfen, wenn auch nur für Stunden!"

„Justinel Du willst?!"

„Ja, ich will ... ich will einmal glücklich sein!"

Er nahm sie in seine Arme und trug sie in sein Schlafgemach.

Ferdinand Max schlief gesund und tief. Justine konnte sein Gesicht in dem schwachen Schimmer, der durch den Vorhang ins Zimmer fiel, nicht beobachten, aber seine Atemzüge waren ruhig und gleichmäßig.

Geschickt löste sie sich aus seinen Armen, rollte sich zur Seite. Dann blieb sie ganz still liegen und lauschte. Er seufzte, murmelte: „Justine . . .“ dann war es wieder ganz still im Zimmer, nichts war zu hören, als seine schweren Atemzüge. Er war nicht aufgewacht.

Sehr leise und vorsichtig stand sie auf, raffte ihre Kleider zusammen und verließ auf nackten Sohlen unhörbar das Zimmer.

*

Kaiserin Eugenie war nicht zu Bett gegangen. Sie hatte lediglich ihre schwere kostbare Staatsrobe mit einem leichten Negligé vertauscht, eine Zofe hatte ihr das reiche Haar gelöst, ausgiebig gebürstet und zur Nacht zurechtgemacht. Es fiel ihr in zwei leuchtend roten Zöpfen über ihre weißen Schultern. Die Kaiserin saß in einem Sessel ihres Boudoirs und las in den Nachbetrachtungen des Augustinus. Sie war, von den Frauen im Sacré Coeur erzogen, eine fromme Frau, wenn ihre Frömmigkeit auch einen recht jesuitischen Beigeschmack hatte — sie war überzeugt, daß der Zweck die Mittel heilige.

Es fiel ihr an diesem Abend schwer, sich in die Betrachtungen des heiligen Augustinus zu vertiefen, immer wieder hob sie den Blick, lauschte zur Tür, sah auf die zierliche kleine Pendeluhr auf dem Kaminsims, die mit hastigen Schlägen die Zeit maß. Trotzdem ließ sie sich weder ihre Erleichterung noch ihre Ungeduld anmerken, als das Fräulein Justine d'Etoille atemlos eintrat. Mit einem mißbilligenden Blick musterte sie die Kleidung ihrer Hofdame.

„Sie sehen derangiert aus, meine Liebe“, stellte sie fest.

„Ich habe etwas gefunden!“ Justine reichte der Kaiserin ein goldgeprägtes, ledergebundenes kleines Buch, das mit einem zierlichen Schloß versehen war. „Sein Tagebuch!“

„Ausgezeichnet!“ lobte die Kaiserin und nahm das Buch entgegen, „das haben Sie gut gemacht, mein Kind!“

„Ich muß gleich wieder . . .“

„Was müssen Sie?“

„Ich muß es zurückbringen!“

„Hat er es Ihnen anvertraut?“

„Nein . . .“

„Es ist unverschlossen . . .“ stellte die Kaiserin fest.

„Er schrieb gerade darin, als ich sein Zimmer betrat!“

„Ach so. Und . . . haben Sie darin gelesen?“

„Nein, Majestät . . .“

„Woher wissen Sie dann . . .?“

„Ich habe es mir gedacht . . . das heißt, ich habe einen Blick auf die aufgeschlagene Seite getan, die letzte . . . darin hatte er gerade unseren Ausritt vom Morgen, unseren Streit eingeschrieben, und da dachte ich mir . . .“

„Schon gut, Kind!“

Die Kaiserin schloß das Tagebuch wieder und legte es neben sich auf den Toilettentisch.

„Ich muß das Buch zurückbringen, Majestät!“

„Ich fürchte, das wird nicht gut möglich sein . . .“

„Aber dann wird er sofort wissen, daß ich es habe! Kein anderer als ich kann es ja genommen haben!“

„Und wenn er es weiß? Was macht das für einen Unterschied für Sie?“

„Majestät!“

„Haben Sie sich etwa in ihn verliebt?“

„Ganz gewiß nicht, Majestät . . .“

„Dann ist ja alles in Ordnung. Verstehen Sie mich doch, Kind. Ich muß dieses Buch in Ruhe studieren können, und ich muß es eventuell auch meinem Mann zeigen . . .“

Justine d'Etoille biß sich auf die Lippen.

„Ich danke Ihnen, mein Kind“, sagte die Kaiserin huldreich und gab ihr die Hand.

„Es ist nur . . . es ist so entsetzlich peinlich für mich, Majestät! Wie soll ich ihm je wieder unter die Augen treten?“

„Das wird durchaus nicht notwendig sein. Nun, da Sie das Ziel erreicht haben, steht einer kleinen Erholungsreise Ihrerseits durchaus nichts im Wege!“

„Sie wollen mich aus Ihrer Nähe entfernen, Majestät?“

„Aber, Kind, Sie wissen, wie sehr ich Sie schätze. Ich werde mich niemals freiwillig von Ihnen trennen. Sobald Erzherzog Ferdinand Max Frankreich verlassen hat, steht Ihrer Rückkehr nichts mehr im Wege!“

„Danke, Majestät . . .“

„Leben Sie wohl, mein Kind.“ Sie wissen, daß meine Dankbarkeit bei Ihnen ist.“

Fortsetzung im nächsten Heft

Der Roman der verlorenen Söhne

von Stefan Olivier

Die letzte Fortsetzung schloß: Der Gendarm beugte sich zu Janine herab. Mit einem schnellen Blick musterte er Robert und den Kleinen. Er salutierte höflich. „Madame, Sie haben den Unfall beobachtet?" — Janine strich mit unruhigen Fingern eine Haarsträhne aus der Stirn. Dann lächelte sie verwirrt. „Ach Gott, wenn Sie mich fragen ... Ich hab's erst gesehn, als schon alles passiert war. Ich weiß gar nicht ..." Der Gendarm ließ von ihr ab. Du lieber Gott, er kannte diesen Typ. Hübsch, hinreißend hübsch, aber sonst — na ja, Frauen, die Auto fahren ... Er sah Robert an. „Und Sie?"

Robert hatte alles gesehn, ganz genau. Er hätte eine perfekte Zeugenaussage machen können, mit genauer Skizze — der Motorradfahrer, der von links kam und gegen den Peujot prallte — und dann: Unterschrift, Name, Dienstgrad, Truppenteil — Sergeant Robert Altmann. In solchen Fällen zeigt man den Ausweis vor ...

Robert schüttelte bedauernd den Kopf. „Tut mir leid, Monsieur. Ich habe gerade nach Zigaretten gesucht, und dann hörte ich den Krach — und da lag der Mann schon auf der Straße ..."

„Haben Sie überhaupt was gesehn?" fragte der Gendarm.

Robert schluckte trocken. „Ja — warten Sie mal — der Motorradfahrer, der kam doch von rechts, nicht wahr?"

„Von links", sagte der Gendarm.

„Ah, ich glaubte von rechts. Ja, dann ist er wohl schuld, das ist klar. Aber wie gesagt, ich suchte nach Zigaretten für Madame ..."

Der Blick des Gendarmen ging weiter, zum Kleinen.

„Pierre!" rief Robert. „Wach endlich auf!"

Der Kleine rieb sich die Augen. „Was denn?"

Der Gendarm gab auf. Bei denen kam nichts heraus. Richtige Sonntagsfahrer! Er trat zurück. „Danke", sagte er zu Janine. „Sie können weiterfahren, Madame."

Janine strahlte ihn an. „Tut mir so leid, Monsieur, wir hätten Ihnen so gern geholfen. Das nächste Mal werde ich besser aufpassen."

Der Gendarm lächelte nachsichtig.

„Ach bitte", Janine schlug die Augen zu ihm auf, „könnten Sie mir wohl den Weg frei machen?"

„Aber selbstverständlich, Madame." Der Gendarm ging ein Stück nach vorn und lotste den Wagen um die Unfallstelle herum. Während Janine an ihm vorbeifuhr, winkte sie ihm zu. „Merci bien, Monsieur!" Der Gendarm hob mit Eleganz die Hand an den Schirm seines Képis.

Janine atmete zitternd aus. „Robert", sagte sie, „jetzt braucht Madame wirklich eine Zigarette ..."

Um drei waren sie in Forbach. Janine hielt gleich vor dem ersten Gasthof. „Aussteigen", sagte sie. „Ich fahre allein weiter. In einer Stunde bin ich zurück."

Sie warteten, bis der kleine Wagen in der Ortschaft verschwunden war, dann gingen sie hinein. Die Wirtsstube war voll — Sonntagsbetrieb. Sie quetschten sich an einen Tisch am Fenster, bestellten Kaffee und vergruben sich hinter Zeitungen. Die Unruhe fraß an ihnen.

Vier Uhr. „Garçon, noch einen Kaffee, bitte!" Sie hätten genauso gut deutsch sprechen können, hier sprachen so viel deutsch, aber das Französische schien ihnen sicherer.

Fünf Uhr. — „Garçon, zwei Bier bitte!"

Halb sechs — die Gaststube leerte sich allmählich. Der Kleine rutschte auf seinem Stuhl hin und her. Robert bestellte noch einmal Kaffee.

Sechs Uhr. — Endlich hielt draußen der kleine Fiat. Leichtfüßig stieg Janine aus dem Wagen; Robert versuchte, in ihrem Gesicht zu lesen, als sie die Wirtsstube betrat und sich durch die Tische wand, aber sie spielte noch immer die Rolle der fröhlichen, unbeschwerten Urlauberin.

Erst als sie sich zu ihnen gesetzt hatte, merkte er, daß ihr Lächeln echt war und voller Erleichterung. „Es ist ganz einfach", sagte sie. „Es ist zum Lachen, wie einfach es ist. Man muß nur den richtigen Weg fahren. Ich habe lange gebraucht, bis ich ihn gefunden hatte. Im nächsten Ort, nicht weit von der Grenze, biegt eine Nebenstraße ab, sie führt nach Spichern und von da über eine Höhe ..."

„Die Spicherer Höhen", sagte der Kleine.

„So? Heißt das so?"

„Na klar", sagte der Kleine, „da hat mein Großvater ..."

„Halt den Mund!" fuhr Robert ihn an. „Weiter, Janine!"

„Was war mit Ihrem Großvater?" fragte Janine.

„Mein Großvater hat da mitgemacht — ich meine den Sturm auf die Spicherer Höhen."

„Ihr Großvater? Wann war denn das?"

„Im Kriege 1870—71."

„Ach so." Janine seufzte. „Mein Gott, was habt ihr Deutschen uns schon Ärger gemacht. Und jetzt hat man immer noch seine Sorgen mit euch."

„Aber Mademoiselle ..."

„Willst du jetzt endlich den Mund halten?" fauchte Robert den Kleinen an. Der Kleine schwieg verlegen. Janine lächelte.

„Janine", sagte Robert, „weiter!"

„Also, wenn ihr über diese Spicherer Höhen weg seid, dann seid ihr schon in Deutschland. Keine Grenzkontrolle. Nur ein deutscher Polizist steht am Wege, ein ganz gemütlicher Mann, er hat mich nicht mal nach dem Ausweis gefragt. Gut, daß es nicht der Großvater von Monsieur le Petit ist, der würde uns sicher nicht 'rüber lassen."

Der Kleine errötete tief.

„Weiter", sagte Robert.

„Nichts weiter", sagte Janine. „Ich fahre euch hinauf. Dann geht es ein Stück bergab. Dann steigt ihr aus und lauft geradeaus über eine Wiese. Von da aus kann man schon Saarbrücken liegen sehn. Ich werde bis zu dem deutschen Polizisten weiterfahren und ein bißchen mit ihm reden, bis ihr drüben seid. Das ist alles."

Fünf Minuten später fuhren sie los. Janine kam nur langsam vorwärts, denn ein Strom von Autos rollte ihnen entgegen. „Mensch", sagte der Kleine, „was für'n Betrieb."

„Kleiner Grenzverkehr", sagte Janine, „das ist jeden Sonntag so, auf beiden Seiten. Man verträgt sich heute besser als damals auf den Spicherer Höhen."

„Mademoiselle", sagte der Kleine unglücklich, „ich hab' das vorhin nicht böse gemeint. Mein Großvater ..."

Robert fuhr herum. „Hör mal zu, Kleiner, tu mir den Gefallen und laß uns endlich mit deinem Großvater zufrieden. Wenn wir drüben sind, kannst du soviel quasseln wie du willst, jetzt haben wir andere Sorgen!"

Janine lachte nervös und schob sich hupend durch das Gedränge der Fahrzeuge. „Gleich haben wir's geschafft. Da vorn ist schon die Abzweigung."

„Wo?" fragte Robert.

„Rechts. Hundert Meter."

„Halt", sagte Robert. Er beugte sich nach vorn. „Da ist gesperrt."

„Ach was."

„Halt, Janine, halt doch an! Es ist Polizei!"

Janine fuhr rechts heran und hielt. „Großer Gott", sagte sie, „die waren vorhin nicht da. Was jetzt?" In plötzlicher Erschöpfung legte sie die Hände vors Gesicht und stützte die Arme aufs Steuerrad.

„Ob die was wissen?" stotterte der Kleine.

„Unsinn", sagte Robert. „Die sperren die Seitenstraße, damit es keine Verstopfung gibt. Morgen stehn die nicht mehr da."

„Also müssen wir morgen 'rüber."

„Nein, heute nacht. Du mußt wenden, Janine."

Janine nahm die Hände vom Gesicht. Sie sah sehr müde aus.

„Es tut mir leid, Janine."

„Schon gut, Robert." Sie fuhr in eine Toreinfahrt und wartete auf eine Lücke in der Autoschlange.

„Janine", sagte Robert. „Ich mache dir einen Vorschlag. Wir steigen hier aus und sehen zu, daß wir heute nacht zu Fuß hinüberkommen."

„Aber nein!"

„Ja", sagte der Kleine großmütig, „Sie haben wirklich genug für uns getan."

„Janine", sagte Robert, „wahrscheinlich ist es viel einfacher für uns, wenn wir zu Fuß 'rüber gehen."

→

Der Roman der verlorenen Söhne

Sie sah ihn an. „Glaubst du, ich kann heute nacht ruhig schlafen, wenn ich nicht genau weiß, daß ihr drüben seid?"

„Wir können dich anrufen."

Janine schüttelte den Kopf. „Ich bring euch rüber." Vor ihr öffnete sich eine Lücke zwischen den Fahrzeugen und sie schob sich hinein. Als sie wieder vor dem Gasthof standen, sagte sie mit angestrengter Fröhlichkeit: „Jetzt werden wir erst mal zu Abend essen. Ich habe einen gräßlichen Hunger. Wann meinst du, sollen wir losfahren?"

„Gegen zwölf", sagte Robert. „Dann gehen wir um eins 'rüber. Das ist die beste Zeit für solche Unternehmungen."

Sie dehnten das Essen so lange wie möglich aus. Sie hatten einander nichts mehr zu sagen, wenigstens nichts, was den Übergang betraf. Sie waren wie Soldaten, die ein wohlvorbereitetes Unternehmen im letzten Augenblick verschoben haben und nun nicht wagen, noch darüber zu sprechen.

Das andere — ach, es gab vieles, was Robert gern noch mit Janine besprochen hätte, aber der Kleine war dabei. Der Kleine — immer der Kleine.

Um halb elf erhob sich Janine. „Auf alle Fälle werde ich den Wagen noch volltanken."

Robert stand auch auf. Und der Kleine.

„Du bleibst hier", sagte Robert zu ihm.

„Warum denn?"

„Du hältst den Tisch für uns frei."

„Mensch, Altmann, hier sind doch genügend Tische. Und außerdem haben wir noch gar nicht bezahlt."

Robert trat dicht an ihn heran. „Verdammt noch mal", sagte er leise, „du bleibst hier und läßt uns allein, hast du mich verstanden?"

Der Kleine nahm eine Art Grundstellung ein. Er grinste. „Oui, — ja. Verstanden!"

Robert ging Janine nach. „Janine", sagte er, als sie im Wagen saßen, „ich wollte ... ich möchte ..."

„Moment", sagte Janine, „wo ist eigentlich die nächste Tankstelle, hast du eine gesehn?"

„Ja. Linksherum und dann auf der rechten Seite."

„Ach so, da ist sie ja schon."

„Janine ..."

„Nimm mal meine Tasche vom Rücksitz."

Robert suchte nach der Tasche. Als er sie gefunden hatte, hielt Janine schon an der Tankstelle. Während des Tankens unterhielt sie sich mit dem Tankwart. Ob das immer so ein Betrieb wäre hier. — Nein, nur sonntags. — Dann lebe man hier also von Sonntag zu Sonntag? — Nein, so wär's nun auch wieder nicht. Der Tankwart erzählte allerlei unwichtiges Zeug über den Grenzverkehr, offensichtlich regte Janine sein Mitteilungsbedürfnis an; und Robert stand wütend daneben. — Ob er das Öl nachsehen sollte? — Nein, das wäre in Ordnung — Luft? — Ja, Luft, das würde nicht schaden. Mehr als zwanzig Minuten brauchten sie zum Tanken. Endlich saß Robert wieder neben Janine im Wagen. „Janine ..."

Ein Auto rauschte vorbei. Janine trat auf die Bremse. „So ein frecher Kerl!"

„Janine ..."

„Hab' ich einen Schreck gekriegt", sagte Janine. „Fehlte noch, daß jetzt was passierte." Sie bog vorsichtig in die Straße ein. „Ist rechts frei, Robert?"

„Ja, ist frei."

Sie gab Gas und fuhr schnell zum Gasthof zurück. Mit einem Ruck hielt sie und öffnete die Tür. Robert hielt sie fest. „Einen Augenblick, Janine!"

„Was denn?"

„Mach die Tür zu."

Sie klappte die Wagentür zu und sah ihn an.

„Janine", sagte er. „Was ist mit dir los?"

Sie nahm vorsichtig seine Hand von ihrem Arm. „Nichts. Was soll mit mir los sein?"

„Du bist so anders. Seit gestern bist du so anders. Wir haben kein Wort mehr miteinander gesprochen. Ich verstehe das nicht."

Sie lächelte sanft. „Aber wir reden seit vierundzwanzig Stunden fast ununterbrochen miteinander."

„Ja. Allerlei uninteressantes Zeug."

„Wenn du euer Unternehmen uninteressant findest."

„Du weißt genau, was ich meine. Kein Wort haben wir allein miteinander gesprochen."

„Robert", sagte sie, „ich denke, wir haben uns alles gesagt."

„Nein."

„Also, was willst du mir noch sagen?"

„Herrgott", sagte er zornig, „was will ich dir schon sagen. Eine ganze Menge. Über das, was vor uns liegt, zum Beispiel, wäre noch zu sprechen. Ich meine nicht den Grenzübergang, ich meine ..."

„Was?"

„Janine, ich ... ich ... liebe dich!" stammelte er. „Ich möchte — daß du das weißt!"

„So." Sie lächelte nicht mehr. „Hast du eine Zigarette?"

Er suchte verzweifelt in seinen Taschen, und als er die Schachtel gefunden und ihr angeboten hatte, sah er ungeduldig zu, wie sie sich die Zigarette anzündete. Sie blies den Rauch zum Fenster hinaus. „Das ist nicht wahr", sagte sie ruhig.

„Janine!"

„Laß mich ausreden, Robert. Du hast mich in Afrika nicht geliebt, und jetzt liebst du mich auch nicht. Du kannst es gar nicht, du kannst niemanden lieben, du hast viel zuviel Angst ..."

„Zum Teufel, ich ..."

„Du sollst mich ausreden lassen! Geh nach Hause und versuch ..."

„Ich hab kein Zuhause!"

„Eben! Du suchst dein Zuhause bei mir. Vorläufig wenigstens. Das ist der Grund für deine Liebe. Geh nach Deutschland und sieh zu, daß du deine Angst loswirst. Dann wirst du selber merken, daß es nicht wahr ist."

„Janine, ich ..."

Sie strich ihm zart und ein bißchen burschikos über das Gesicht. „Komm, Robert, wir können den Kleinen nicht solange warten lassen, sonst macht er Dummheiten." Und bevor er sie ein zweites Mal festhalten konnte, war sie ausgestiegen.

Halb eins. Ein kleiner weißer Wagen dreht sich die Serpentinen hinauf, die nach dem Dorf Spichern führen. Die Straße ist leer. Der Wagen fährt mit abgeblendeten Lichtern durch das Dorf, wendet sich dann nach Norden. Die Gangschaltung kratzt ein wenig, der Motor brummt ärgerlich, die Scheinwerfer tasten sich einen schmalen Weg entlang zu der kahlen Höhe hinauf. Eine Schwenkung nach links, dann wieder nach rechts, dann geht es an einem Waldrand entlang bergab.

Janine schaltete das große Licht ein. „Gleich kommt die Kurve. Seid ihr fertig?"

„Fertig."

Zehn Meter vor der scharfen Linkskurve hielt sie. „Los", sagte sie leise. „Geradeaus die Wiese hinunter! Nur fünfzig Meter und ihr seid drüben."

Robert griff nach ihrer Hand. „Au revoir, Janine", sagte er heiser. Ihre Hand war heiß und trocken und zitterte ein wenig. „Adieu, Robäär ..." flüsterte sie.

Er ließ sie los und stieg schnell aus. Der Kleine folgte ihm. Sie gingen zum Straßenrand und blieben stehen. Es schien, als zögere der Wagen weiterzufahren, doch dann rollte er lautlos an und verschwand hinter der Kurve.

„Komm", sagte Robert. Sie liefen auf der Grasnarbe des Straßenrandes bis zur Biegung, dann sprangen sie über den Straßengraben und liefen einen sanft abfallenden Wiesenhang hinab.

Ein halber Mond hing schräg über ihnen, sein schwaches Licht machte aus den Bäumen und Büschen unheimliche schwarze Pilze und Kugeln. Das hohe, feuchte Gras schlug gegen ihre Hosenbeine. Das schleifende Rascheln des Grases und ihr schneller Atem waren die einzigen Geräusche in der Nacht.

Sie tauchten durch eine Senke, krochen durch eine Weißdornhecke und überstiegen einen Zaun. Dann hielt Robert an und drehte sich um.

Der Atem des Kleinen streifte ihn. „Sind wir drüben?"

Robert antwortete nicht. Er blickte zur Höhe zurück, und er sah die Scheinwerfer eines Autos. Das Auto hielt, und mitten im Scheinwerferlicht bewegte sich eine Gestalt. Es war Janine; Robert konnte ihre weiße Jacke deutlich erkennen.

„Altmann", sagte der Kleine. „Altmann, sind wir drüben?"

„Ja", sagte Robert, „wir sind drüben." Er sah nun auch den deutschen Polizisten, mit dem Janine sich unterhielt, er trug eine weiße Mütze.

„Komm doch, Altmann", sagte der Kleine.

„Halt's Maul! Ich sage dir, wir sind drüben! Aber lauf ruhig weiter, wenn du Angst hast!"

Jetzt trat Janine aus dem Scheinwerferlicht, das Dunkel verschluckte sie. Die Wagentür klappte — ganz fern, dann drehten sich die Scheinwerfer und krochen wieder bergan. Robert folgte ihnen mit den Augen bis zu der scharfen Kurve. Er sah, wie sie in das Grün des Waldes griffen, daran entlang tasteten und verloschen. Eine kleine Weile sah er noch das Rot der Rücklichter, dann auch das nicht mehr. Ein letztes versiegendes Brummen des Motors. Stille. Janine war wieder in Frankreich.

Und er, Robert Altmann, war in Deutschland.

Er drehte sich langsam um. Der Kleine stand noch immer neben ihm. „Jetzt können wir weiter", sagte Robert. Seine Stimme war belegt, und er räusperte sich.

In der Ferne blitzten die Lichter von Saarbrücken.

„Mensch, Altmann", sagte der Kleine. „Ich ... ich kann's noch gar nicht glauben ..."

Robert antwortete nicht. Er ging langsam die Wiese hinunter auf die Lichter der Stadt zu.

*

Die Zeitungen waren voll davon. Die Nachricht war über Reuter aus London gekommen. Es war ein Skandal: Der Kapitän des deutschen Frachters ‚Bayern' hatte sechs geflohene Fremdenlegionäre an die Franzosen ausliefern wollen, darunter vier seiner Landsleute. In ihrer Verzweiflung waren die sechs über Bord gesprungen, und der deutsche Kapitän hatte sich nicht weiter um sie gekümmert, sondern war ruhig weitergefahren.

Je nach ihrem Charakter brachten die Zeitungen die Geschichte unter den verschiedensten Überschriften, die zwischen der schreienden Anklage: „Verbrechen gegen die Menschlichkeit" und der sachlichen Feststellung: „Deutscher Kapitän wußte sich nicht zu helfen" variierten. In einem Punkte indessen waren sich alle Blätter einig: daß der deutsche Kapitän versagt hatte, und daß diese Sache noch ein gerichtliches Nachspiel haben würde.

Frau Elisabeth Altmann hielt sich eine der seriösen überregionalen Tageszeitungen, dazu hatte Wolfgang, ihr künftiger Schwiegersohn, sie überredet. So fiel ihr der Artikel nicht gleich in die Augen, als sie an diesem Montagmorgen zusammen mit den Brötchen die Zeitung hereinholte. Sie legte das Blatt sauber gefaltet neben ihren Platz auf den Frühstückstisch und goß dann den Kaffee auf.

Sabine erschien — wie immer — ziemlich spät in der Küche. Flüchtig küßte sie ihre Mutter und begann dann hastig zu frühstücken, indem sie alle paar Minuten einen Blick auf die Uhr warf. Frau Altmann legte ihr die Brötchen fertig geschmiert auf den Teller, nicht ohne ein paar vorwurfsvolle Bemerkungen zu machen über zu spätes Aufstehen und zu schnelles Frühstücken, und daß Sabine nun ganz abgehetzt ins Büro kommen und natürlich nicht richtig würde arbeiten können.

Sabine griff unbekümmert zum nächsten Brötchen. „Wenn ich erst verheiratet bin", sagte sie kauend, „dann wird das sowieso alles anders. Dann schlafe ich jeden Morgen bis zehn."

„Ich fürchte", sagte Frau Altmann, „Wolfgang wird kaum damit einverstanden sein."

„Er wird! Das ist alles verabredet. Ich mache den Frühstückstisch abends zurecht. Er braucht sich dann nur noch den Kaffee aufzugießen."

„Na gut, wenn er einverstanden ist. Aber nach einem Jahr wirst du schon um sechs 'raus müssen, um das Kind zu füttern und dann ..."

„Mit dem ersten Kind warten wir mindestens drei Jahre."

„Wir werden sehen", sagte Frau Altmann gelassen.

Sabine erhob sich, nahm das letzte halbe Brötchen in die Hand, gab ihrer Mutter wiederum einen flüchtigen Kuß und lief hinaus.

Frau Altmann räumte das gebrauchte Geschirr weg. Lauschend wartete sie, bis die Wohnungstür zufiel. Dann schenkte sie sich noch eine Tasse Kaffee ein, nahm die Zeitung und faltete sie auseinander.

Frau Altmann begann ihre Lektüre mit der letzten Seite. Da, wie gesagt, die Zeitung, die sie hielt, zu den Seriösen gehörte, waren die unpolitischen und menschlich interessantesten Nachrichten ganz hinten zu finden.

Die Geschichte von dem deutschen Kapitän und den sechs Legionären war indessen auch hier ziemlich groß aufgemacht. Sie erweckte sofort Frau Altmanns Inter- →

Der Roman der verlorenen Söhne

esse. Wie konnte der Mann nur so etwas tun? Hatte der denn kein Mitgefühl? Nun ja, das Seerecht war streng und hart, und schließlich handelte es sich um Fremdenlegionäre — Abenteurer also, die ihr Schicksal selbst gewählt hatten. Dennoch konnte Frau Altmann ihnen ihre Sympathie nicht versagen. Die armen Kerls hatten also nicht auf den angeforderten französischen Kreuzer gewartet; sie waren von der Mannschaft heimlich mit Schwimmwesten ausgerüstet worden — großartig, wirklich großartig — und waren einfach über Bord gesprungen. Vier waren gleich darauf von dem englischen Tanker Jonas II aufgefischt worden — na Gott sei Dank! — während zwei bis zur Stunde vermißt wurden, nämlich der Legionär Gerber und der Sergeant Altmann...

Elisabeth Altmanns Herz war für die Dauer einer Sekunde still, dann setzte es mit einer Serie rasender Schläge wieder ein und trieb ihr das Blut bis in die Stirn. Sie ließ die Zeitung sinken und atmete eine Weile ruhig aus und ein. Als sie das Blatt wieder hochnahm, war der Anfall vorüber. Sie suchte den Namen Altmann und las Zeile um Zeile weiter:

... die geretteten vier Deserteure trafen am vergangenen Samstag mit dem englischen Tanker in Southampton ein, wo sie durch die Polizei vorläufig in Gewahrsam genommen wurden. Einer von ihnen, der Amerikaner Pat Kilby, versuchte, sich der Festnahme durch einen Sprung von der Gangway zu entziehen. Er fiel dabei so unglücklich zwischen Kaimauer und Schiffswand, daß er nur noch als Toter geborgen werden konnte.

Die übrigen drei — es handelt sich um die beiden Deutschen Brömme und Appel und den Italiener Locatelli, blieben über das Wochenende in Polizeigewahrsam und werden im Laufe des Montag den zuständigen diplomatischen Vertretern ihrer Länder übergeben werden...

Elisabeth Altmann mußte sich die schmerzenden Augen reiben. Sie brauchte schon längst eine Brille. Die Zeitung fiel zu Boden. Mit zitternden Händen nahm sie sie auf. Sie brauchte eine Weile, bis sie die betreffende Zeile des Artikels wiedergefunden hatte. Ah hier. Sie las weiter:

... der Vater eines der beiden vermißten Legionäre, der Kölner Industrielle Otto Gerber, wurde noch am Samstagabend von einer deutschen Nachrichtenagentur telefonisch über die Ereignisse auf dem Frachter „Bayern" und über das Schicksal seines Sohnes unterrichtet. Gerber flog daraufhin sofort nach England. Er verbrachte fast den ganzen Sonntag im Polizeigefängnis von Southampton bei den drei Überlebenden, um von ihnen Näheres über seinen vermißten Sohn zu erfahren.

Die Hoffnung für den schwergeprüften Vater, seinen Sohn lebend wiederzusehen, ist gering. Der Vorfall auf dem Mittelmeer ereignete sich vor neun Tagen, seither fehlt von den beiden vermißten Flüchtlingen Gerber und Altmann jede Spur. Es muß angenommen werden, daß sie beide ihr Grab in den Wellen gefunden haben.

Elisabeth Altmann legte die Zeitung beiseite. Sie stand auf, ging ins Wohnzimmer und holte sich eine Zigarette. Da sie die Streichhölzer nicht gleich finden konnte, drehte sie das Gas auf und entzündete die Zigarette an der blauen Flamme.

In der Art von Gelegenheitsrauchern paffte sie den Rauch vor sich hin; aber die Zigarette tat ihre Wirkung. Frau Altmann wurde ruhiger, sie ergriff wieder die Zeitung und las die ganze Geschichte noch einmal. Dann drückte sie die Zigarette auf der Untertasse aus, nahm das Anschreibebuch aus der Schublade, riß einen Zettel aus der Mitte heraus und schrieb:

Sabine! Ich bin in einer wichtigen Sache nach Köln gefahren. Gebe bis heute abend



Nachricht. Alles Notwendige steht in der Speisekammer. Mutti.

Sie räumte noch schnell ihr Geschirr in das Spülbecken, strich die Tischdecke glatt und legte den Zettel so, daß Sabine ihn nicht übersehen konnte.

*

Otto Gerber, Alleininhaber der Armaturenfabrik Gerber & Sohn, saß hinter seinem wuchtigen, aber betont sachlichen Schreibtisch aus unpoliertem Teakholz und erledigte die notwendigsten Unterschriften. Es war ein Uhr.

Gerber war in Eile, denn der Fahrer wartete schon eine Viertelstunde, um ihn zum Essen zu fahren. Seit sechs Wochen aß Otto Gerber zu Hause, streng nach den Anweisungen des Arztes, und ebenso streng hielt er sich an die vom Arzt angeratene einstündige Mittagsruhe. Otto Gerber war ein methodischer Mann. Nachdem er während der letzten zehn Jahre in rastloser Arbeit die Firma auf die jetzige Höhe gebracht hatte, war er nun entschlossen, seinen verfetteten, verschlackten, heruntergewirtschafteten Körper mit gleicher Energie und Methodik wieder in Ordnung zu bringen. Für Ger-

ber gab es kein deutsches Wunder. Wunder sind kostenlos. Gerber hatte für alles bezahlt. Er hatte dreißig Pfund Übergewicht, sein Herz machte Schwierigkeiten, seine Leber plagte ihn, und mit der Verdauung — na ja. Jedenfalls hatte er keine Lust, nun, da er geschäftlich alles erreicht hatte, eines frühen Tages als knapp Fünfzigjähriger unter angemessenem Prunk auf den Südfriedhof hinausgefahren zu werden.

Die Sache mit seinem Sohn hatte nicht zur Verbesserung seines Gesundheitszustandes beigetragen, und der überstürzte Flug gestern nach England hatte ihm den Rest gegeben. Die stundenlange Unterhaltung mit diesen drei abenteuerlichen Figuren im Polizeigefängnis von Southampton, die niederschmetternde Tatsache, daß die drei nicht mehr wußten, als er schon durch die Presse erfahren hatte, und schließlich die Erkenntnis, daß Jochen mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit tot war — tagelang im Mittelmeer treiben, mit Lungenschuß, wer übersteht das schon? — das alles hatte aus Otto Gerber ein Wrack gemacht. Er hatte schmutzigbraune Ringe unter den Augen, sein Gesicht war schlaff und fahl und die Hand, die den goldenen Kugelschreiber hielt, zitterte, wenn sie zu einer neuen Unterschrift ansetzte.

Es klopfte, und Fräulein Schmitz kam lautlos herein.

„Ja", grunzte Gerber.

„Da ist eine Dame, die Sie unbedingt sprechen möchte. Eine Frau . . ."

„Was will sie?" bellte Gerber gereizt.

„In einer privaten Angelegenheit."

Otto Gerbers Nerven vibrierten. Er warf einen Blick auf die Uhr. Fünf nach eins. „Ich kenne keine Dame, mit der ich private Angelegenheiten zu besprechen hätte, außer meiner Frau! Und die ist verreist."

Fräulein Schmitz ließ sich nicht aus der Fassung bringen. „Ich habe ihr gesagt, daß Sie sofort weg müßten, aber sie läßt sich nicht abweisen. Sie sagt, sie wäre extra aus Hannover hergekommen. Sie sagt, Sie wüßten schon, worum es sich handelte. Sie heißt Frau Altmann."

„Altmann? Altmann?" Gerber schob die Unterschriftenmappe von sich. Altmann, so hieß doch der andere, der mit Jochen ertrunken war. Du lieber Gott, das hatte ihm noch gefehlt! Wenn die in derselben Stimmung war wie er, dann würden sie ein schönes Gespann abgeben. Gemeinsames Leid, halbes Leid — nee, vielen Dank! Er fühlte sich nicht in der Lage, jemanden zu trösten — schon gar nicht Frau Altmann. Er brauchte selber Trost. Aber abweisen konnte er sie auch nicht. Nervös sah er nach der Uhr.

Fräulein Schmitz spürte die Hilflosigkeit ihres Chefs. „Vielleicht morgen früh", schlug sie sanft vor.

„Nein", sagte er ärgerlich. „Morgen früh paßt's mir noch viel weniger." Wieder ein Blick auf die Uhr. „Soll reinkommen!"

Fräulein Schmitz entschwand lautlos. Otto Gerber erhob sich und trat neben den Schreibtisch. Er nahm Abwehrstellung ein. Am besten, man blieb die ganze Zeit stehn, damit sie sah, daß er in Eile war. Und nur keinen familiären Ton aufkommen lassen, sonst würde man die nie los.

Die Tür ging auf, und Frau Altmann trat ein.

Schluß im nächsten Heft



GEWINNE MIT

Kessi und Jan

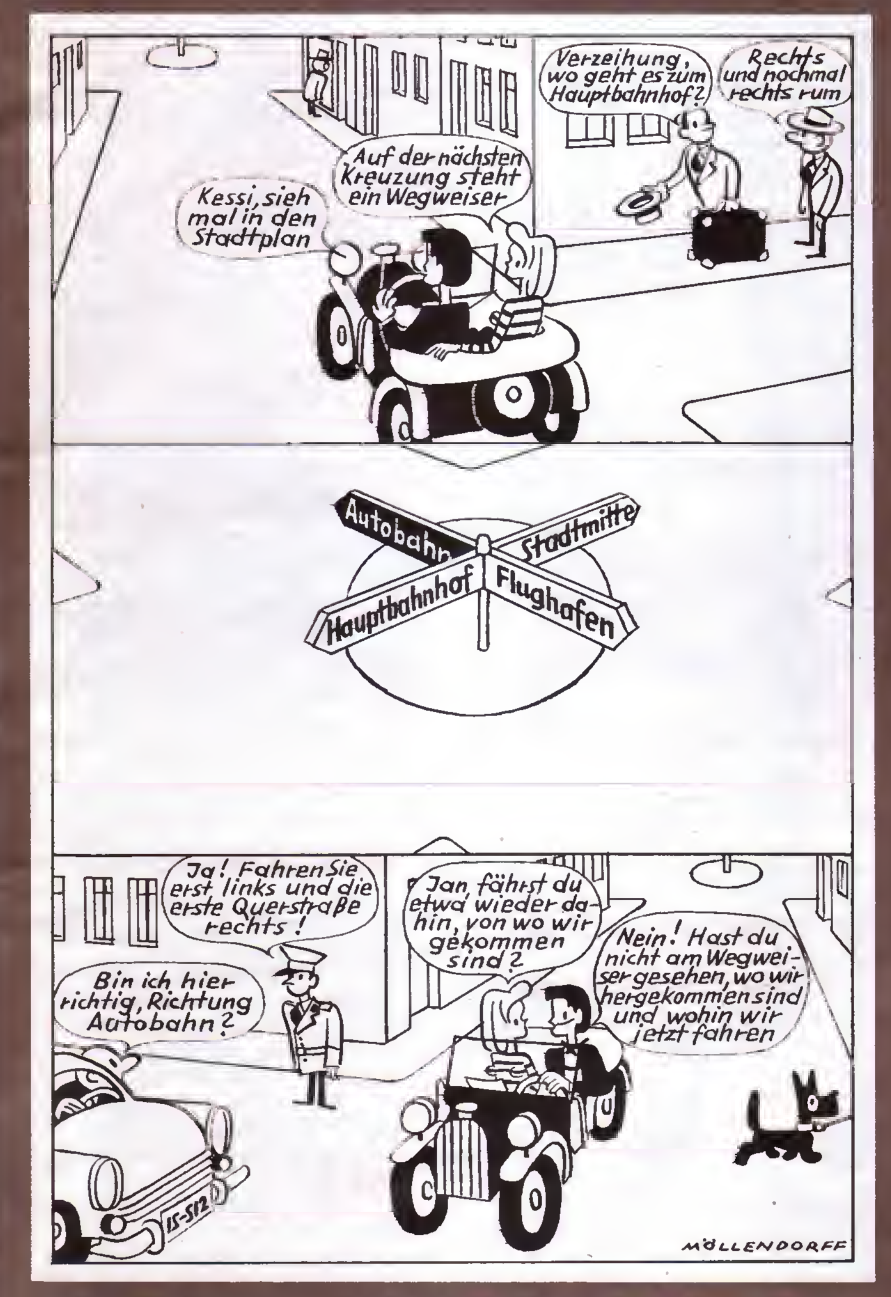


BEDINGUNGEN:

1. Jeder kann mitmachen, außer den Angestellten von Verlag und Redaktion des Stern.
2. Schicken Sie die Lösung mit Ihrer Adresse (Blockschrift) auf einer Postkarte an KESSI beim Stern, Hamburg 100. Fügen Sie den Vermerk „Preisausschreiben Nr. 225" hinzu. Nicht oder ungenügend frankierte Einsendungen gehen zurück.
3. Einsendeschluß für das 225. Preisausschreiben ist der 19. Juni 1958. Maßgebend ist das Datum des Poststempels.
4. Die Preise werden unter den Einsendern richtiger Lösungen ausgelost.
5. Das Preisgericht wird von der Chefredaktion und dem Verlag des Stern bestimmt. Die Entscheidung ist unanfechtbar. Jeder Einsender unterwirft sich mit seiner Teilnahme diesen Bedingungen.

1. Preis eine goldene Armbanduhr im Werte von 250,– DM

2. Preis ein „CMS"-Eßbesteck, 24teilig, im Werte von ca. 125,— DM; 3. Preis eine Garnitur „MONTBLANC"-Meisterstück im Werte von ca. 75,— DM; 4.—78. Preis je eine Mitgliedschaft für die Dauer eines halben Jahres in Europas größter Buchgemeinschaft, Bertelsmann-Lesering; 79.—98. Preis je ein Sternbuch im Werte von 16,80 DM; 99.—298. Preis je ein Sternbuch im Werte von 14,80 DM; 299.—448. Preis je ein Sternbuch im Werte von 12,80 DM; 449.—598. Preis je ein Sternbuch im Werte von 9,80 DM; 599.—948. Preis je ein Sternbuch im Werte von 7,80 DM; 949.—1248. Preis je ein Buch „Ich spreche mit Tieren".



Preisfrage Nr. 225: Von wo kamen und wohin fahren Kessi und Jan?

Ergebnis des Kessi-Preisausschreibens Nr. 222

Kessi und Jan fahren am „Sonnabend" oder wie man in Süddeutschland sagt, am „Samstag" weiter. Wieder gingen mehr richtige Lösungen ein, als Preise vorhanden sind. Das Los mußte entscheiden, wer die Gewinner sein sollen.

1. Preis eine goldene Armbanduhr: Hedwig Nettingsmeyer, Herlard
2. Preis ein „CMS"-Eßbesteck, 24teilig: Klaus Walle, Geislautern
3. Preis eine MONTBLANC-Garnitur: Luise Schinle, Baden-Baden

Die Gewinner der Preise 4 bis 1248 werden durch die Post benachrichtigt.

HANS NOGLY: TAUSEND JAHRE WIE EIN TAG



Wernher von Braun hatte eine vier Meter lange Stange in den Händen. Als es soweit war, zündete er das Benzin im Blechbecher am Ende der Stange an Zeichnung: Radtke

Mit Pauken und Raketen

Für die Versuche der jungen Männer auf dem Raketenflugplatz Berlin interessiert sich eines Tages die Reichswehr. Der Vertrag van Versailles bestimmt zwar, wie viele Gewehre, Minenwerfer und Geschütze erlaubt sind, aber Raketen hatte man nicht erwähnt, denn im ersten Weltkrieg spielte die Rakete nur als Vernebelungs-, als Schiffsrettungs- und Signalgerät eine Ralle, aber nicht als Waffe. Diese Lücke im Friedensvertrag ruft den Chef des Heereswaffenamts, Oberst Karl Becker, auf den Plan.

Das Büra hatte eine karge Einrichtung. Die Geldmittel der Heeresstandartverwaltung reichten nicht aus für repräsentatives Mabiliar. An der Wand hing ein Bild Hindenburgs.

Der Oberst hinter dem Schreibtisch war Anfang Fünfzig. Sein glattes dunkles Haar war korrekt gescheitelt. Er hatte die Augen eines Grüblers. Ein kurzgestutzter Schnurrbart belebte das großflächige Gesicht. Der Uniformrack saß knapp am Leib, der zur Fülle neigte.

Als Hauptmann Dornberger zum Vartrag erschien, bat ihm der Oberst den Stuhl varm →

Mit Pauken und Raketen

Schreibtisch an. Dornberger setzte sich und schlug die Beine übereinander. Der Hauptmann war ein straffer, breitschultriger Mann von 37 Jahren. Zwischen den beiden Offizieren herrschte ein Umgangston, wie er unter Wissenschaftlern üblich ist, die im selben Forschungsinstitut arbeiten. Sie gönnten sich jene Zwanglosigkeit, die den Respekt nicht ausschließt.

„Es war also wieder nichts", murmelte der Oberst.

„Nein, es war wieder nichts", antwortete Dornberger.

Er kam vom Artillerieschießplatz Kummersdorf bei Berlin. Rudolf Nebel, der Chef vom „Raketenflugplatz Berlin", hatte eine Flüssigkeitsrakete vorgeführt.

„Ich halte den ganzen Betrieb auf dem Raketenflugplatz für unseriös", sagte der Oberst. „Es war Unsinn, sich etwas zu erhoffen."

„Ich möchte nicht widersprechen, Herr Oberst."

„Die Rakete ist gar nicht aufgestiegen?"

„Doch, ein bißchen. Einige zwanzig Meter hoch ist sie gestiegen. Dann ist sie umgeknickt und im Wald zu Bruch gegangen. Es war eine von denen, die sie Repulsar nennen."

Dornberger berichtete ausführlich von dem Startversuch, den er vom militärischen Standpunkt als bittere Enttäuschung empfunden hatte. Der Oberst hörte schweigend zu.

„Gut", sagte der Oberst dann, „wir wollen der Sache nicht länger nachtrauern. Die Abmachungen mit Herrn Nebel waren eindeutig. Er hat uns gesagt, Vorbereitung und Ausführung des Versuchs kosten 1360 Mark. Wir waren uns vorher klar darüber, daß Herr Nebel großzügig ist mit vielversprechenden Ankündigungen, während es bei der Ausführung meist hapert. Unsere Bedingung war Aufstieg der Rakete bis auf 2000 Meter, Ausstoßen eines Fallschirms und sichere Landung — alles Dinge, die Herr Nebel seiner angeblich durchkonstruierten Rakete zutraute. Wenn ich mich irre, korrigieren Sie mich..."

„Sie irren sich nicht, Herr Oberst", sagte Dornberger.

„Unter diesen Bedingungen waren wir bereit, seine Unkosten in Höhe dieser 1360 Mark zu erstatten. Geben Sie Anweisung, daß der Betrag nicht ausgezahlt wird."

„Jawohl, Herr Oberst. Die Leute vom Raketenflugplatz werden uns mit verbitterten Briefen überschwemmen..."

„Ich kann die Gelder des Heereswaffenamtes nicht zum Fenster hinauswerfen..."

Dornberger lächelte schwach.

„Tatsache bleibt immerhin, Herr Oberst, daß wir selbst noch nicht einmal etwas auf die Beine gestellt haben, was einen Zwanzig-Meter-Hopser fertigbrächte..."

Walter Dornberger schrieb später in seinen Erinnerungen, um was es dem Heereswaffenamt in jenen Tagen ging:

„Der Versailler Vertrag hatte Deutschlands Freizügigkeit in allen Rüstungsfragen eingeschränkt. Nur eine bestimmte Anzahl von Truppen mit Waffen, deren Kaliber festgesetzt worden war, durfte unterhalten werden. Die Waffenfabriken blieben strengen Beschränkungen unterworfen. So war also das Heereswaffenamt begreiflicherweise auf der Suche nach neuen, die Bestimmungen des Vertrages nicht verletzenden Waffenentwicklungen, welche geeignet waren, die Kampfkraft der wenigen Verbände zu erhöhen... Als um die dreißiger Jahre die Raketenliteratur wieder auflebte und Versuche auf die angeblich nunmehr höhere Leistungsfähigkeit der Rakete aufmerksam machten, griff das Heereswaffenamt... diesen Gedanken auf."

Auch der Oberst, dem Dornberger gegenübersaß, formulierte später, als er längst General geworden war, die ehemals geheimen Wünsche des Heeres in einem Artikel, der im „Völkischen Beobachter" abgedruckt wurde.

„Forschung für Volk und Staat, von General der Artillerie Prof. Dr. Karl Becker, Chef des Heereswaffenamtes, Dekan der Wehrtechnischen Fakultät der Technischen Hochschule Berlin, Präsident des Reichsforschungsrates..."

Und in dem Artikel stand: „... es war letztlich der gleiche Gedanke, dem selbst der ‚Marschall des Sieges der Entente' Foch in seiner Rede zum hundertjährigen Gedenktage des Todes Napoleons I. am 5. Mai 1921 im Invalidendom zu Paris Ausdruck gab mit den Schlußworten: ‚Als ob die geschlagenen und getroffenen Nationen sich nicht eines Tages erheben müßten, um ihre Unabhängigkeit zurückzuerobern! Als ob sie nicht dem bestehenden Regime ein Ende machen und Armeen aufstellen müßten, stark an Zahl und unbesiegbar in jener Leidenschaft, die verletztem Recht entspringt!' Sicher dachte Foch hier in erster Linie oder vielleicht ausschließlich an die Wiederaufrichtung des 1870—71 geschlagenen Frankreichs durch den Versailler Vertrag. Er würde sich heute, lebte er noch, sicher wundern, wie sehr sein Wort für Deutschland zur Wahrheit geworden ist. In ähnlichen Gedankengängen, wie sie Foch aussprach, schlossen wir, ein Häuflein gläubiger Optimisten, uns zusammen, um das wehrtechnische Erbe des Großen Krieges zu pflegen und weiter auszubauen..."

Einer der Punkte, den es als wehrtechnisches Erbe des Großen Krieges zu pflegen galt, war nach Ansicht des Obersten Becker, des späteren Generals, die Entwicklung der Rakete als Fernwaffe. Der Oberst hatte Ingenieuroffiziere unter Dornbergers Leitung veranlaßt, eigene Versuche mit Raketen zu machen. Es war bisher nicht viel dabei herausgekommen. Zu den Lieblingsideen des Obersten gehörte es, begabte junge Offiziere wissenschaftlich ausbilden zu lassen. Er war überzeugt davon, daß zur Entwicklung und Beherrschung künftiger Waffen eine übliche Offizierslaufbahn nicht mehr ausreiche. Auf Inspektionen suchte der Oberst begabte Fähnriche und Leutnants aus, veranlaßte sie, aus dem regulären Truppendienst auszuscheiden und ein Hochschulstudium zu absolvieren. Zu seinem Stamm junger Offiziere gehörten bald qualifizierte Chemiker, Physiker, Maschinenbauer.

Auch den umgekehrten Weg ging der Oberst. An den Technischen Hochschulen machte er zivile Studenten darauf aufmerksam, welche Chancen sie in einer nicht fernen Zukunft hätten, wenn sie ihr Augenmerk auf wehrtechnische und wehrwissenschaftliche Gebiete richteten. Der Oberst barg hinter seiner Stirn über den grüblerischen Augen den Glauben, daß Soldatentum, Patriotismus und Wissenschaft die



Walter Dornberger *leitete als Kommandeur von Peenemünde die Entwicklung der Großrakete A 4, auch V 2 genannt. Die Amerikaner holten ihn sich 1945 als Raketenspezialisten*



Karl Becker *verstand es, die Wissenschaft der Wehrtechnik dienstbar zu machen. Als Generalmajor wurde er 1933 Honorarprofessor für Wehrwissenschaften an der TH in Berlin*

rechte Mischung wären. Leute wie jene, die in wildem Räuberzivil auf dem Raketenflugplatz des Rudolf Nebel herumexperimentierten und von der Hand in den Mund lebten, schienen ihm den Ernst des Lebens verkannt zu haben.

„Von dort haben wir nichts zu erwarten, Dornberger", sagte er. „Verstehen Sie? Das ist nicht fundiert! Wir hätten es uns gleich denken können..."

„Solange wir nichts Eigenes dagegenzusetzen haben...", murmelte Dornberger. „Dort draußen in Tegel sind ganz junge Burschen dabei. Sie tun alles aus Begeisterung. Wissen Sie, daß mir dort der beste Mathematiker über den Weg gelaufen ist, den ich je erlebt habe? Wernher von Braun. Er ist der Sohn des Reichsernährungsministers. Er ist gerade zwanzig. Ich habe mir gedacht, wenn schon das mit der Rakete heute in Kummersdorf schiefgegangen ist, — ich meine, wenn wir schon keine fertige Rakete haben einkaufen können — wir könnten uns wenigstens den jungen Mann anschaffen..."

Sie redeten lange über den Jungen, von dem Dornberger sich soviel versprach. —

Wernher von Braun betrat das Gebäude in der Jebenstraße. Es war gleich hinter dem Bahnhof Zoo. Er fragte nach Haupt-

mann Dornberger, und als er bei ihm war, telefonierte Dornberger mit Oberst Becker.

„Er ist hier, Herr Oberst . . ."

Dornberger war der Schutzengel, und er wanderte mit dem jungen Mann über den Gang. Draußen war ein sonniger Herbsttag. Am Ende des Ganges war ein Fenster. Ein paar Sonnenstrahlen fanden den Weg durchs Fenster und ließen Staubstreifen flimmern.

Ein Pappschild klemmte hinter einem winzigen Rahmen an der Tür. „Becker, Oberst." Zur Zeit war der Oberst Leiter der Abteilung 1, Waffenprüfwesen. „Wa Prw.1" stand auf seinen Briefköpfen.

„Der Werdegang junger begabter Menschen liegt ihm sehr am Herzen", sagte Dornberger.

Sie traten ein. Dornberger, der Schutzengel, stellte sich an die Seite, und der Oberst hinter dem Schreibtisch hatte Spielraum, etwas feierlich zu werden mit dem jungen Mann, der genau vor ihm stand.

„Die Erprobung und Entwicklung neuer Waffen ist von weitreichender Bedeutung für unser Vaterland", sagte der Oberst.

Der junge Braun war nicht der erste in seiner Familie, der neue Waffen erprobte. Onkel Fritz hatte es auch schon getan. Vor dem Weltkrieg, unter den Augen Seiner Majestät des Kaisers. Onkel Fritz war Hauptmann im Potsdamer Gardejäger-Bataillon. Er hatte eine besondere Aufgabe gehabt. Die Erprobung und Einführung des ersten Maschinengewehrs in die deutsche Armee.

Fremde Herrscher besuchten Potsdam, ließen sich von Onkel Fritz das Maschinengewehr im Geländeeinsatz vorführen. Fast jedesmal bekam Hauptmann Fritz von Braun einen Orden für seine Vorführungen. Seine Brust war besät mit Medaillen. Einmal kam Franz Joseph, Kaiser von Österreich. Onkel Fritz sollte eine Schießvorführung ohne eigene Sicht machen. Ein vorgeschobener Beobachter würde melden, wann der „Feind" angreife. Dann hatte Onkel Fritz die Kuppe eines Hügels mit seinem Maschinengewehr zu bestreichen, damit dem hinter dem Hügel hochstürmenden Feind die Lust vergehe, über den Berg zu kommen. Kein Feind war zu sehen, als Onkel Fritz losschoß.

„Worauf schießen Sie nur, Braun?" donnerte ärgerlich ein General.

„Auf Befehl, Herr General!" antwortete Onkel Fritz.

Das war eine Familienanekdote im Haus Braun, die ebenso pietätvoll bewahrt wurde, wie der silberne Zuckerlöffel, den Immanuel Kant den Ururgroßeltern geschenkt hatte, und wie die Schnupftabaksdose, das Geschenk des Zaren Alexander I. an den Urgroßonkel.

„Verstehen Sie diese Bedeutung für unser Vaterland, Braun?" fragte der Oberst.

„Jawohl, Herr Oberst", antwortete Wernher von Braun.

„Sie haben Ihren Weg doch noch vor sich! Das ist doch alles Spielerei, was da auf dem Raketenflugplatz geschieht . . ."

Der Oberst war ein verdienstvoller Mann, und es war sein höchster Wunsch, aus jungen, begabten Menschen ebenfalls verdienstvolle Männer zu machen.

„Begeisterung genügt nicht, Braun! Geben Sie Ihrem Leben ein Ziel. Die Begeisterung wird Ihnen helfen, das Ziel zu erreichen. Sie werden bei uns arbeiten. Sie werden von erfahrenen Ingenieuren lernen. In Kummersdorf können Sie Versuche machen. Sie lernen und machen gleichzeitig schon nützliche Arbeit . . ."

„Jawohl, Herr Oberst . . ." →



Mit Pauken und Raketen

Dornberger, der Schutzengel, stand an der Seite und lächelte aufmunternd.

„Sie studieren Physik an der Technischen Hochschule. Stellen Sie Ihr Studium ganz auf Ihr Ziel ab. Wir haben nicht nur Verständnis für Ihr Studium, wir verlangen es sogar! Gehen Sie zu Professor Schuhmann an die wehrwissenschaftliche Fakultät. Sie können später dort promovieren. Verstehen Sie? Dort wird eine Doktorarbeit über Flüssigkeitsraketen anerkannt. — Dort lacht man nicht über Raketen..."

„Ich werde mir Mühe geben. Ich danke Ihnen, Herr Oberst..."

„Sie haben Fähigkeiten, die wir helfen wollen zu entwickeln. Wir wollen in den vollen Genuß dieser Fähigkeiten kommen. Sie wollen doch nicht einer von den sogenannten Raketenerfindern werden, oder? Da laufen doch genug herum..."

Der Oberst sprach mit Wärme. Es war fast, als empfinde er Rührung beim Anblick des jungen Mannes, den zu fördern sich offenbar lohnte.

„Ich könnte mir denken, daß Ihrem Herrn Vater das planlose Treiben auf dem Raketenflugplatz auch nicht gerade zusagt. Das ist doch nichts für Sie, Braun!"

„Ich werde Ihre Ratschläge beachten, Herr Oberst."

Dornberger, der Schutzengel, mischte sich lächelnd ins Gespräch.

„Das einzige, was bei uns nicht viel anders ist als am Raketenflugplatz des Herrn Nebel, ist die Sorge, woher wir das Geld nehmen sollen."

„Stimmt", nickte der Oberst. „Auch bei uns wird nicht aus dem Vollen geschöpft."

Dafür hatte der junge Braun Verständnis. Was wurde zu Hause gepredigt? „Nur nicht üppig leben!" Diese Tradition war von Großtante Luise übernommen worden, und die wiederum hatte es von der Inschrift eines Schrankes gelernt, der in ihrer Speisekammer stand. An dem Fressalienschrank war zu lesen gewesen: „Lerne sparsam umbgehen mit diese Sachen, den es seind knape Zeiten — 1756." Es war ein geflügeltes Wort im Hause Braun.

„Ich verstehe, Herr Oberst", sagte der junge Mann und lächelte. „Lerne sparsam umgehen mit den Sachen, denn es sind knappe Zeiten — 1932..."

Dornberger lachte, und der Oberst lächelte.

Der Oberst stand auf. Er reichte dem jungen Mann die Hand. Es wäre der Augenblick für ein Goethe-Zitat gewesen: „Kannst du ein Ganzes nicht sein, schließe als dienendes Glied an ein Ganzes dich an!" Der Oberst liebte Goethe, und er packte stumm den tiefen Sinn des Dichterwortes in seinen Händedruck.

Es war der 1. Oktober 1932. An diesem Tag trat Wernher von Braun seinen Dienst beim Heereswaffenamt an.

*

Hatte der Oberst nicht recht? Was konnte es schon sein, etwa Raketenerfinder zu werden. Es lief darauf hinaus, vor der Öffentlichkeit möglichst viel Lärm zu machen und für den Rummel ein bißchen zu kassieren, damit wieder ein paar Mark im Erfinder-Sparschwein wären für neue, halbgare Experimente. Erfinder zu sein bedeutete, eine dünne Suppe zu löffeln und für eine komische Mischung angesehen zu werden zwischen einem Spinner und einem Degenschlucker.

In Dresden hatte ein Erfindertreffen stattgefunden. Raketenforscher waren auch dabei. Ein Professor aus Münster hatte das Hauptreferat gehalten.

„Das traurige Erfinderlos und Erfinderschicksal ist schon sprichwörtlich geworden", rief er den Versammelten zu. Sie murmelten Zustimmung.

„Es gibt nur die verschämten Erfinder und die vergrämten Erfinder! Die verschämten, die sich mit ihren Ideen nicht an die Öffentlichkeit getrauen, weil sie fürchten müssen, verlacht zu werden. Und die vergrämten Erfinder, die um den Lohn ihrer Mühen gebracht worden sind!"

Alle pflichteten dem Redner bei.

„Im neuen Rußland ist es anders! Die Sowjetunion nimmt sich des Erfinders an! Der Lohn verdienstvoller Erfinder dort ist vielfältig! Ich erwähne nur Steuererleichterung, Wohnungsbegünstigung, Reservierung einer bestimmten Anzahl guter Stellungen, Studienreisen im In- und Ausland, Pensionsansprüche, Vorrang in Kurorten und so weiter und so weiter ...“

„Bravo“, riefen die anwesenden Erfinder.

„Und in Deutschland? Wenn ich mir ein Fahrrad kaufe oder ein Buch schreibe, so darf mir ohne meinen Willen keiner das Fahrrad wegnehmen und keiner das Buch nachdrucken. Wenn ich aber eine Erfindung mache, so ist sie vogelfrei — wenn ich nicht im Laufe von 18 Jahren 7200 Mark dem Deutschen Reich an Patentgebühren zahle! Warum diese Erfindersteuer?“

„Pfui!“ schrien die Versammelten. Der Professor aus Münster sprach ihnen aus dem Herzen.

„Sieht das Deutsche Reich denn nicht ein, daß es hier Raubbau treibt? Daß es die Hennen schlachtet, die ihm die goldenen Eier legen? Aber nicht allein den finanziellen Lohn gilt es, den Erfindern zuzuleiten. In Rußland, meine Damen und Herren, geht durch die ganze Rechts- und Gesellschaftsordnung ein Zug der Hochachtung und des Entgegenkommens gegenüber den Erfindern. Sie erhalten Titel, Orden und Ehrenzeichen! Auch das möchte ich für Deutschland in Erwägung stellen! Warum soll es das bei uns nicht geben? Den Erfinderorden und den Entdeckerorden! Ja, und warum auch nicht Doktortitel? Den Dr. rep., den Doktor repertionis oder Doktor der Entdeckung! Und den Dr. inv., den Doktor inventionis oder Doktor der Erfindung! Warum sollte man das bei uns nicht in Erwägung ziehen?“

An dieser Stelle erfolgte ein Zwischenruf. Jemand rief: „Unfug!“ Die Ansichten der Versammelten waren geteilt.

„Warum nicht?“ rief der Redner. „Daß diese Titel und Orden wirken würden, zumal in dem für diese Dinge so empfänglichen Deutschland, ist wohl unbestreitbar! Ich erwähne als Vorbild die Haltung der Stadtverwaltung Osnabrück! Der Oberbürgermeister hat kürzlich Herrn Tiling eine goldene Plakette überreicht mit der Inschrift: ‚Reinhold Tiling, dem Erfinder der

→



Vier lange Flossen *dienten den Pulverraketen, die der Ingenieur Tiling in Osnabrück baute, zur Richtungsstabilisierung während des Fluges. Wenn die Rakete den Gipfelpunkt erreicht hatte, klappten automatisch zwei gegenüberliegende Tragflächen heraus, wie sie bei den Raketen links zu sehen sind. Dadurch wurde die Rakete zum Gleitflugzeug und bot — da der Mechanismus fast immer funktionierte — dabei einen prächtigen Anblick. Neben dem Startgestell: Tilings Monteur Friedrich Kuhr*



Reinhold Tiling *kam 1933 bei der Explosion einer Raketenpulverladung mit seinen beiden Mitarbeitern Angela Buddenböhmer und Friedrich Kuhr um*



Angela Buddenböhmer *war ursprünglich Telefonistin bei der Post. 1929 wurde sie Sekretärin und Assistentin in Tilings Pulverraketen-Werkstatt*



Friedrich Kuhr *arbeitete als Monteur bei Tiling auf Gut Arenshorst, das ihnen Freiherr von Ledebur für Startversuche zur Verfügung gestellt hatte*

Mit Pauken und Raketen

echten Flugrakete. Der Magistrat der Stadt Osnabrück, 15. April 1931'. Dieses Vorbild möchte ich ausdrücklich erwähnen ..."

Die Anwesenden riefen bravo.

Sie wußten aus den Zeitungen von Tilings Raketenversuchen. Er konstruierte Pulverraketen, die elegant aufstiegen. Am Gipfelpunkt, wenn der Treibsatz abgebrannt war, neigte sich die Rakete zum Sturz, spreizte ein Flügelpaar ab, ging in Gleitflug über und landete sicher am Boden. Auch für Tilings Versuche hatte sich das Heereswaffenamt schon interessiert, genauso wie für die Experimente Nebels vom Raketenflugplatz Berlin. Doch auch von Tiling versprach sich Oberst Becker nicht viel.

Der Redner in Dresden zitierte Albert Einstein.

„Wie hat Einstein gesagt? ‚Der Urquell aller technischen Errungenschaften ist die göttliche Neugier und der Spieltrieb des bastelnden und grübelnden Forschers!' Aber, meine Damen und Herren, die unzähligen Beispiele trauriger Erfinderschicksale nehmen jedem ideenreichen Deutschen langsam den Mut, sich der Lockung der göttlichen Neugier hinzugeben!"

Wieder riefen die anwesenden Erfinder bravo.

Der Redner war Professor Thomsen gewesen. Was er gesagt hatte, faßte er später zu einer Broschüre zusammen, die er im Namen der deutschen Erfinder und Patentingenieure nach Berlin einreichte als „Denkschrift an den Deutschen Reichstag, betreffend die Nutzbarmachung der im deutschen Volke vorhandenen Erfinderkräfte".

Die Broschüre lag auch im Archiv des Heereswaffenamtes.

Wenn Wernher von Braun, der „neue junge Mann", manchmal die Absichten bedachte, die er für die Zukunft hegte, so wußte er mit Sicherheit nur eins, daß er nämlich nicht dafür geschaffen war, weder ein verschämter noch ein vergrämter Erfinder zu werden. Er hielt sich ausschließlich an Einsteins göttliche Neugier.

Kummersdorf lag 28 Kilometer südöstlich von Berlin. Nahe bei der Ortschaft befand sich der Artillerieschießplatz der Reichswehr. Zwei Schießbahnen gab es auf dem Gelände. Dazwischen lag ein Waldstück, ein Kieferngehölz, wie es für die Mark Brandenburg typisch ist, mit Bäumen, die weit auseinander standen, so daß im Sommer die Sonne den Boden ausdörren und ihm die letzte Feuchtigkeit nehmen konnte.

Sie zogen hinaus nach Kummersdorf und richteten eine heereseigene Versuchsstelle für Flüssigkeitsraketen ein: Dornberger, der militärische Chef, ein paar Ingenieure und der junge Braun, in dem die anderen bald anfingen, ihr Paradepferd zu sehen. Weil er nicht hochnäsig wurde durch ihre Anerkennung, gönnten sie es ihm, daß er letzten Endes immer die besten Einfälle hatte. Er hatte eine bravouröse Art, seine taufrische Genialität an den Tag zu legen. Manchen erinnerte er an einen Großwildjäger, der jungen Mädchen von Buschabenteuern erzählt und bei dem sich zur Verblüffung skeptischer und neidischer Männer hinterher herausstellt, daß er die zur Debatte stehenden Löwen tatsächlich geschossen hat.

Er verstand sich, so jung er war, auf Menschen. Er konnte starrsinnige, hochbegabte, streitsüchtige Individualisten, wie sie unter Entwicklungsingenieuren nicht selten sind, unter einen Hut bringen. Er verstand es, die widerspruchsvollsten Gehirne zusammenzubringen und sie zum gemeinsamen Nachdenken zu organisieren. Seine Phantasie riß alle mit. Dazu hatte er das Talent, so lachen zu können, daß es ansteckend wirkte. Es gab später Leute, die sagten von ihm, er habe selbst seine Gegner unter den Tisch gelacht.

Sie nannten ihren Arbeitsplatz unter den Kummersdorfer Kiefern „Versuchsstelle West". Der Prüfstand: das waren drei Betonmauern in Hufeisenform, jede Wand sechs Meter lang, vier Meter hoch. Darüber ein Holzdach, mit Dachpappe belegt. Es konnte auf Rollen aufgeschoben werden.

Die vierte Wand wurde durch ein Blechtar gebildet, das sich wie eine Ziehharmanika zusammenschieben lieħ. Dach und Tür wurden geöffnet, wenn ein Brennversuch stattfand.

In geschlassenem Zustand stellte derselbe Raum die Werkstatt dar. Es wimmelte van Schaltern, van Handrädchen für Ventile, von Uhren, Meħgeräten, Anschluħleitungen zu den Treibstatttanks und van Werkzeugen. Es war ein Raum, der den Laien verwirrte und den Techniker faszinierte. Es rach nach Arbeit, Explasionsgefahr, ungewissem Ergebnis und lohnender Erfüllung.

Später schrieb Walter Darnberger:

„Wir wallten endlich einmal aus dem Bereich der Thearie, der unbewiesenen Behauptungen und der graħsprecherischen Phantasien heraus und zu wissenschaftlich begründeten Ergebnissen gelangen. Wir hatten die Nase vall van der phantasievallen Projektemacherei für Weltraumfahrt. Die sechste Stelle hinter dem Kamma der Bahnkurvenberechnung für eine Reise zur Venus war uns damals ebensa gleichgültig wie die Frage der Heizung und Frischluftversargung in der Druckkabine eines Marsbootes ... Nur war es freilich am Antang schwer, meine jungen Mitarbeiter van Weltraumphantasien abzubringen und sie zu harter, ruhiger Farscher- und Entwicklungsarbeit zu zwingen ..."

Drei Tage var Weihnachten und drei Manate, nachdem Wernher von Braun seine Stellung beim Heereswaffenamt angetreten hatte, machten sie in Kummersdarf den ersten Prüfstandversuch. Die Raketenbrennkammer war kugelförmig, mündete unten in eine kanische Strahldüse. Als Treibstaffe waren Flüssigkeitssauerstaff und 75prozentiger Alkahal in Tanks gefüllt. Der Spiritus wurde sa geleitet, daħ er durch Siebdüsen in den Kugelkapf der Brennkammer eintrat. Ihm spritzte der Flüssigsauerstoff entgegen. Die unter Überdruck stehenden Flüssigkeitsstrahlen prallten mit graħer Wucht aufeinander, zerstäubten, vermischten sich, erleichterten und beschleunigten dadurch die Verbrennung. Die Zündung des unberechenbaren Gemisches sallte Wernher von Braun besargen.

Sie hatten den ganzen Tag gearbeitet. Jetzt, in der Nacht, die kalt war und nach Schnee rach, waren sie soweit. Zwei Scheinwerfer strahlten den Prüfstand an. Sie wuħten alle nicht recht, was werden würde. Die Helfer waren in Deckung. Dornberger stand hinter einer Kiefer. Braun hatte eine vier Meter lange Stange in den Händen. Am Ende der Stange war ein Blechbecher mit Benzin. Als es soweit war, zündete er das Benzin on, dann langte er mit diesem seltsamen, vier Meter langen Feuerzeug ohne zu zögern hinüber nach der Strahldüse, aus der fauchend das Alkahal-Sauerstoffgemisch zischte.

Sie hatten eine narmale Zündung erwartet und dann ein sauberes, krattstratzendes Funktionieren des Raketenmators. Ihre Haffnung ging unter in einer ahrenbetäubenden Explasian. Stahlstücke, Kabelfetzen, Blechteile schossen durch die Luft, schlitzten die Rinden der Kiefern, bohrten sich in die Erde. Donn herrschte Stille.

Darnberger kam hinter seinem Baum hervar. Im Stamm steckten Reste der Brennkammer. Der junge Braun hielt den Stummel seines vier Meter langen Zündhalzes nachdenklich in der Hand.

Aus dem Beabachtungsstand kamen ein paar herübergerannt.

„Ist jemand verletzt?"

„Nein." Es war Darnberger, der mit heiserer Stimme antwartete.

Etwas steifbeinig gingen sie zu dem zerstärten Prüfstand. Die Ziehharmanikatür lag durchlächert seitwärts unter den Bäumen. Das Durcheinander van Schaltern, Handrädchen, Uhren, Meħgeräten und Leitungen war auch für einen Techniker jetzt nur nach verwirrend.

„Was nun?" frogte Dornberger bedrückt. Das Dunkel der Nacht machte den Anblick nach trastlaser.

„Ich wünsche allen ein gesegnetes Weihnachtsfest", murmelte Wernher von Braun.

*

Im neuen Jahr arbeiteten sie weiter. Wernher van Braun hatte die Raketenleidenschaft jetzt sa gepackt, daħ er wuħte, sie würde ihn sein Leben lang nicht mehr laslassen. Um die Palitik kümmerte er sich nicht. Er nahm lediglich die Tatsachen zur Kenntnis.

Sein Vater, Reichsernährungsminister im Kabinett Papen und auch im Kabinett des Generals Schleicher, sagte ihm eines Abends, daħ Hitler Reichskanzler werden würde.

„Was wirst du tun?" fragte der Sohn.

Der Vater zuckte die Achseln.

„Ich nehme an, er wird mich nicht auffordern, im Kabinett zu bleiben." Der alte Freiherr war Hitler zweimal begegnet. Einmal im Hause Hindenburgs. Darüber natierte er sich:

„Hitler trug einen erstklassig sitzenden Frack mit dem Eisernen Kreuz an der Brust, sah mich sehr ernst und scharf an, schüttelte mir fest die Hand und erhab sie zum Gruħ. Wir wechselten kein Wart ..."

Dann traf er ihn in der Wohnung Papens.

„In Papens Haus", schrieb sich Magnus Freiherr van Braun auf, „war es ebenso. Nur daħ Hitler sich, wie er das später häufig tat, sehr bald an einen graħen runden Tisch setzte, hinter ihm her ein Heer van — meist älteren — Damen, die sich wie die Geier um die Stühle in seiner Nähe rissen und dann mit weit aufgerissenen Augen wie verzaubert seinen Warten lauschten. Hitler sprach dann eine Stunde ahne Unterbrechung — wenn er pathetisch wurde mit rollendem Rrrr — und härte plätzlich auf, wie ein Auta, dem das Benzin ausgeht ..."

Wernher van Braun hatte in diesen Januartagen 1933 den Kapf vall mit anderen Dingen.

Sie hatten ihm ja gesagt, daħ es auch beim Heereswaffenamt nicht weit her wäre mit finanzieller Graħzügigkeit. Versuchsanlagen und Versuchsgeräte wurden zwar bewilligt vam Rechnungshaf. Doch letzten Endes muħten sie sich auch ihre Überlegungen, ihre Thearien, ihre Versuchsergebnisse irgendwa und irgendwie aufschreiben. Der Rechnungshof lehnte es ab, diesem neuen, etwas zweifelhaften „Hilfsreferat Dornberger" derartige Wünsche zu erfüllen. Jeder angeforderte Büroeinrichtungsgegenstand wurde gestrichen.

Sie fanden Tricks, um den Militärbürokraten zu entgehen. Sie kauften sich, was sie brauchten und fanden heraus, daħ es allein darauf ankam, wie der gekaufte Gegenstand auf den beim Rechnungshaf einzureichenden Listen deklariert war.

Sie schrieben in die Liste: „Varrichtung zum Fräsen van Holzstäben bis 10 mm Durchmesser nach Muster." Der Rechnungshaf akzeptierte die Ausgabe, und keiner der Listenprüfer wäre darauf gekammen, daħ es sich bei dem Ankauf um eine Bleistiftspitzmaschine gehandelt hätte, die sie im Raketenbüro dringend brauchten.

Oder sie schrieben: „Einrichtung zum Aufschreiben van Versuchsergebnissen mit drehbarer Walze nach Muster." Niemand wird je erfahren, was sich die Militärbürakraten darunter vorstellten. Für Wernher van Braun handelte es sich dabei um eine Schreibmaschine, die ihm varher, als er sie affen deklarierte, abgelehnt warden war.

Ein paar Tage var der Machtergreifung Hitlers kauften sie Wunderkerzen, wie sie Kinder gern an Weihnachtsbäumen sehen. Sie verzichteten auf eine Tarn-Deklarierung, weil ihnen nichts einfiel. Die Wunderkerzen wallten sie zur Zündung innerhalb der Raketenbrennkammer verwenden, ein primitives, aber wirksames Verfahren, auf das sie verfallen waren.

Ein Jahr brauchte die Militärbürakratie, um sich auch unter dem neuen Regime einzuspielen. Dann wurde angefragt, was die Raketenleute veranlaħt hatte, Wochen nach dem Weihnachtsfest Wunderkerzen einzukaufen.

„Sie wundern sich, wozu wir Wunderkerzen brauchen", grinste Wernher von Braun. „Ausgerechnet nach Weihnachten und dann nach var der Machtergreifung."

Sie antworteten: „Für Versuche."

Es erfalgte Rückfrage: „Was für Versuche?"

Antwart der Raketenleute: „Für geheime Versuche!"

Es war eine der Veränderungen, die das neue Regime mit sich gebracht hatte. Bei dem Stichwart „Geheime Versuche" verstummten selbst hartnäckige Bürakraten.

Der alte Freiherr von Braun wäre durchaus bereit gewesen, auch unter Hitler einen Ministerposten zu bekleiden. Im Jahre 1955 schrieb er:

„Wenn ich mich selbst prüfe, ob ich seinerzeit mit all meinen Freunden und Kollegen zusammen im Hitlerkabinett geblieben wäre, sa antworte ich — auch wenn ich damit meine mangelnde Voraussicht eingestehe — mit ja. Ich wäre dem gleichen Irrtum verfallen wie alle anderen, oder richtiger: ich hätte keinen anderen Ausweg gewuħt ..."

Und er fügte grimmig, jedach sargfältig das Wart „Klugscheiħer" vermeidend, hinzu: „Historiker und Journalisten sind zum Kritisieren da, aber all die heutigen ‚wisecracks' — im Deutschen gibt es bekanntlich keinen salanfähigen Ausdruck dafür — möchte ich frogen: sagt mir, was in zehn Jahren in Amerika, Asien und Europa für Zustände herrschen, und ich werde eure Überlegenheit anerkennen — sanst nicht!"

Doch damals genehmigte Hitler das eingereichte Abschiedsgesuch des Freiherrn.

Die Brauns hatten sich ein Gut gekauft, das „Ritterliche Lehngut Ober-Wiesenthal". Es lag in Schlesien im Kreis Löwenberg nördlich von Hirschberg.

⟶





Mit Pauken und Raketen

Das Gutshaus war ein alter Bau aus dem 18. Jahrhundert. Gewaltige alte Steinmauern umgaben den Besitz. Eine Linde an der Gartenmauer hatte schon den Dreißigjährigen Krieg erlebt, und auf den Feldern gleich um die Ecke hatte die Schlacht von Katzbach stattgefunden. Der alte Freiherr und ostpreußische Junker atmete mit Behagen die freie Landluft und den Geruch von Historie ein.

„Du solltest uns oft besuchen kommen", bat er seinen Sohn, als sie sich in Berlin verabschiedeten.

Aber beide fühlten, daß zu Besuchen nicht viel Zeit bleiben würde.

Die Raketenprojekte des Heeres fanden in aller Stille statt. In einem anderen Land aber, in der Sowjetunion, gingen Staats- und Parteiführung gerade dazu über, allen Raketen- und Weltraumtheorien den offiziellen Segen zu erteilen. Begleitet von allem Pomp, dessen die Partei fähig war, durften Weltraumträume lauthallend verkündet werden vor der gewaltigen Menschenkulisse, die Rußland alljährlich am Staatsfeiertag des 1. Mai in Moskau aufmarschieren läßt.

Es war der 1. Mai 1933. Die Militär-, Partei- und Sportlerkolonnen marschierten über den Roten Platz. Die Luftwaffe dröhnte im Paradeflug über die Köpfe der Massen. Die Parteiprominenz um Stalin grüßte feierlich die Marschierenden. Da verstummte plötzlich die Militärmusik, und aus den Lautsprechern, die über den ganzen Platz verteilt waren, kam die Stimme eines alten Mannes. Es war eine etwas müde, zittrige Stimme, die nicht gewöhnt war, mit feierlichem Pathos zu reden, die sich aber rührend ernsthaft darum bemühte.

„Ich grüße meine Hörer! Vor mir sehe ich im Geiste den Roten Platz mit den marschierenden Kolonnen. Und über ihnen kreisen Hunderte von stählernen Vögeln am Himmel. Durch den Fleiß und die Arbeit aller Werktätigen konnte ein kühner Traum der Menschheit, die Eroberung des Reiches über den Wolken, verwirklicht werden. Jetzt bin ich dessen sicher, daß auch mein anderer Traum, der Weltraumflug, den ich theoretisch begründete, Wirklichkeit werden wird. Vierzig Jahre lang arbeitete ich am Raketenprinzip und glaubte, man könne an einen Flug nach dem Mars erst in vielen hundert Jahren denken. Aber die Zeiträume schmelzen zusammen. Ich bin überzeugt, daß viele von euch den ersten Weltraumflug nach miterleben werden!"

Die Stimme brach ab. Man hörte das Kratzen einer Grammophonnadel auf einer Platte. Dann setzte wieder Marschmusik ein.

Es war Konstantin Eduardowitsch Ziolkowsky, der gesprochen hatte, jener Physiklehrer aus Kaluga, der 1903 zum ersten Male seine Raumfahrtgedanken veröffentlicht hatte.

Er war jetzt 76 Jahre alt, ein todkranker Mann. Sie hatten seine Rede an seinem Krankenbett auf eine Platte aufgenommen, weil sie ihn zu schwach fanden, als daß er selbst nach Moskau hätte kommen können.

Er war ihr „großer alter Mann der Raumfahrt" geworden, und die Partei umgab ihn mit allen Ehren. Der Moskauer Rundfunk spielte die Platte in effektvoller Regie im rechten Augenblick ab, um zu demonstrieren, daß man in der Sowjetunion die kühnsten Wissenschaften in aller Öffentlichkeit anzuerkennen verstehe.

IM NÄCHSTEN HEFT:

Ziolkowsky stirbt mit Stalins Segen, Ganswindt stirbt in Vergessenheit - „In Peenemünde hat dein Großvater nach Enten geschossen"

DER STAR-KASTEN

Sternleser antworteten: Romy oder Schell?


. . . Romy

Vor drei Wochen stellten wir die „Gretchen-Frage". Was freundlich gemeint war, wurde unversehens zu einer harten Auseinandersetzung zwischen Romy-Fans und Schell-Anhängern. Romy-Fans schrieben, die Schell sei für eine solche Rolle „viel zu routiniert", sie sei „raffiniert", es fehle ihr an der „notwendigen Naivität" und überdies sei „die Schell ja verheiratet". Schell-Anhänger hingegen erklärten Romy schlichtweg als „viel zu naiv", sie schrieben, Romy sei „ausdruckslos", „künstlerisch nicht reif genug", sie sei „zu süß". 32 Schell-Anhänger schrieben, Goethe werde sich im Grabe umdrehen, sollte etwa Romy die Rolle . . . Siebzehn Romy-Fans hingegen erklärten das gleiche, sollte etwa Maria Schell die Rolle spielen. Ein besonders hartnäckiger Schell-Fan erklärte sogar, nach Romys Sissi-Filmen habe sich „Österreichs Kaiserin im Grabe herumgedreht", eine Behauptung, für die ich ihn hiermit öffentlich auffordere, den Beweis anzutreten.


Schell besiegt . . .

Worum ging es eigentlich? Wir hatten gefragt, ob sich Romy Schneider oder Maria Schell besser für die Gretchen-Rolle in der Faust-Verfilmung der Berliner CCC-Film eignet. Hier das Ergebnis: **Maria Schell siegte mit 539 Stimmen vor Romy Schneider mit 473 Stimmen.** 32 Leser konnten sich für keine von beiden entscheiden. Andere Vorschläge, die gemacht wurden: Sabine Bethmann (8), Elisabeth Müller (7), Lieselotte Pulver (9), Antje Weißgerber (6), je 5 Stimmen für Hannerl Matz und Gertrud Kückelmann, je 2 für Marianne Koch, Ingrid Andree, Johanna v. Koczian und Ruth Niehaus, je 1 Stimme für Nadja Tiller, Sabine Sinjen, Hildegard Knef, Christine Söderbaum, Marilyn Monroe und Grethe Weiser. 2 Mütter schlugen ihre eigenen Töchter vor, und eine Schauspielschule wünschte sich eine Dame, die nicht genannt sein wollte.

Ausschließlich zustimmende Postkarten für Maria Schell kamen aus Holland (8), Belgien (5), Frankreich (6) — ausschließlich zustimmende Karten für Romy Schneider aus England (4), Schweiz (6) und Österreich (2); nur aus einem einzigen Land kamen Stimmen für beide, aus Schweden (4 Schell, 3 Schneider).

Und damit verabschiedet sich — beeindruckt von dem Enthusiasmus der Starkasten-Leser — bis zur nächsten Woche

Ihr

Nick H. Barkow

Tausendundeine

Sternleser, Fachleute und Politiker ü

Ein Fachmann urteilt

Der Nahe Osten war jahrzehntelang mein Arbeitsgebiet. Mit größtem Interesse habe ich daher alle Bildberichte im Stern verfolgt, die sich mit dieser Welt auseinandersetzten. Viele Reportagen sind in vielen Blättern über den Iran erschienen. Wenige zeugten von Fachkenntnis. Ich war deshalb angenehm überrascht, als ich die Sternhefte aufschlug, die jetzt zum Anlaß für die „Lex Soraya" genommen worden sind. Zum ersten Male wurde jene politische Bewegung geschildert, die den Iran wie die anderen Länder des Nahen Ostens erschüttert. Der Westen hat vor dieser Bewegung die Augen verschlossen — und dafür einen guten Teil seines Ansehens eingebüßt. Wenigstens aber haben führende Politiker des Westblocks jetzt erkannt, woher ihre Schwierigkeiten mit der arabischen Welt rühren.

v. Hentig

Der Stern hat die wohl manchmal verkannten Probleme des Nahen Ostens zum erstenmal in einer noch an alte Gepflogenheiten anknüpfenden Form aufgegriffen. Schon dafür werden ihm die Fachleute Dank wissen.

Betrachten Sie diese Stellungnahme als Zeichen wachsender Hochachtung.

Hamburg **Dr. Werner-Otto von Hentig**
Botschafter i. R.

Anmerkung der Redaktion:

Dr. von Hentig war schon vor dem ersten Weltkrieg im Auswärtigen Dienst tätig. Seine diplomatischen Aufgaben haben ihn nach Peking, Konstantinopel, Teheran, Kurdistan und 1915 als Führer der diplomatischen Afghanistan-Mission durch ganz Persien nach Afghanistan geführt. Als Geschäftsträger der deutschen Botschaft war er von 1920 bis 1923 in Reval und Moskau tätig. 1937 übernahm er das Orient-Referat des Auswärtigen Amtes in Berlin. Seit Kriegsende hat er viermal sein altes Arbeitsgebiet im Mittleren Osten bereist, das letzte Mal von Februar bis Ende April dieses Jahres.

„Sage die Wahrheit und fliehe!"

In Teheran behaupten die Spötter, daß der eiserne Arm des persischen Sicherheitsministers Bakhtiari — eines Verwandten des Bonner Botschafters Esfandiary — nunmehr wohl schon bis in die Hauptstadt der Bundesrepublik reiche.

„Es ist offensichtlich", meinte der Chefredakteur einer Teheraner Tageszeitung, „daß Bonn über die Innenpolitik Persiens und die dominierende Rolle des Kaisers darin gar nicht unterrichtet ist. Die Anwendung des alten persischen Sprichwortes ‚Sage die Wahrheit und fliehe!' auch in der Bundesrepublik muß zwangsläufig zu einer falschen Berichterstattung führen."

Die in Teheran vertretenen Auslandskorrespondenten haben es keineswegs leicht, wenn sie die Person des Schahs beleuchten. Der französische Agenturvertreter mußte seine Koffer packen, weil er über einen (echten) Aufstand berichtete. Ein britischer Korrespondent mußte gehen, weil er geschrieben hatte: „Unter der scheinbar ruhigen Oberfläche des Landes schwelt ein gefährlicher Brand."

Einen deutschen Korrespondenten verhaftete Teherans Polizeipräsident Mokkadam, weil er nach Kritiken am Parlament und Senat einen Artikel über die sprichwörtliche persische Korruption veröffentlichte. Nach seiner Entlassung wurde er vom Polizeipräsidenten gewarnt: „Schreiben Sie nur Gutes über den Schah." Der deutsche Botschafter protestierte nicht etwa, sondern er dekorierte einen Monat später den Polizeipräsidenten. Dem deutschen Journalisten sagte der Botschafter: „Ihr Artikel war richtig, aber so etwas schreibt man nicht. Es stört unsere traditionelle Freundschaft."

Ich habe die Veröffentlichung „Tausendundeine Macht" im Stern gelesen. Sie schildert die Zustände nach meinen Erfahrungen und intimen Kenntnissen der persischen Verhältnisse durchaus richtig.

Damaskus **Walter W. Krause**

Mittelostkorrespondent der Zeitungen „Kölnische Rundschau", „Berliner Morgenpost", „Westdeutsche Allgemeine".

Der Schrecken des Richters

Mit Schrecken habe ich von dem Gesetzentwurf schon deshalb Kenntnis genommen, weil es für mich als Strafrichter eine ungeheuerliche Vorstellung ist, dieses Gesetz einmal anwenden zu müssen.

Die entscheidende Bedeutung dieser Bestimmung scheint mir in zwei Punkten zu liegen:

1. Auch eine wahre Behauptung tatsächlicher Art über das Privat- und Familienleben kann strafbar sein, wenn sie herabwürdigend ist,

2. die Behauptung muß geeignet sein, „die auswärtigen Beziehungen der Bundesrepublik zu stören".

Das Ungeheuerliche dieses Entwurfs beginnt einmal damit, daß auch wahre Behauptungen strafbar sein sollen. Damit würde eine Berichterstattung beispielsweise über einen von einem Onkel eines Staatsoberhauptes begangenen Mord — also ein nicht nur für eine sensationslüsterne Presse bemerkenswertes Ereignis — unzulässig sein. Welche „Angehörigen" sollen überhaupt mit unter diesen Schutz fallen? Nach der im § 52 Abs. II StGB enthaltenen Fassung „Verwandte und Verschwägerte auf- und absteigender Linie, Adoptiv- und Pflegeeltern und -kinder, Ehegatten und deren Geschwister, Geschwister und deren Ehegatten, und Verlobte"? Oder soll auch dieser Kreis durch eine weitere Gesetzesänderung eingeengt oder gar — was bei der hier erkennbar gewordenen Mentalität näher liegt — erweitert werden? Soll der Schutz für diesen Personenkreis nur für die Zeitdauer der Ausübung des Amts eines Staatsoberhauptes durch den „Sippenhöchsten" gelten oder „für immer und ewig"? Ist letzteres der Fall, so ist eine ordentliche Geschichtsschreibung — die ja auch die persönlichen Dinge berücksichtigen muß — nunmehr ebenfalls strafbar. Soll das Gesetz dagegen nur für die Zeitdauer der Amtsausübung gelten, so spricht aus diesem Gesetz eine so unfeine Zweckbestimmung, daß es schon deshalb moralisch verworfen werden muß.

Wie leid können einem aber die armen *Regierungschefs* und deren Angehörige tun, denn über deren Privatleben kann ja wacker weiterhin herabwürdigendes Wahres behauptet werden. Oder soll nach einigen Monaten ein Gesetz zum Schutze dieses Personenkreises folgen? Es liegt doch auf der Hand, daß häufig die Regierungschefs (Ministerpräsidenten, Kanzler usw.) weitaus mehr dazu beitragen können, die auswärtigen Beziehungen durch derartige Behauptungen als gestört zu empfinden als das oft nur repräsentative Staatsoberhaupt.

Was aber soll um Himmels willen der Richter mit einem solchen Gesetz anfangen? Über die Wahrheit der Behauptung darf eine Beweiserhebung nicht stattfinden. Etwas derart Absurdes kannte unser Gesetz bisher nicht.

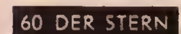
Wie soll schließlich das Gericht erkennen, ob die aufgestellte wahre Behauptung „geeignet ist, die auswärtigen Beziehungen der Bundesrepublik zu stören"?

Auf wie tönernen Füßen muß unsere Außenpolitik stehen, wenn sie durch wahrheitsgemäße Veröffentlichungen gefährdet werden kann!

Hannover **Jan-Wolfgang Berlit**
Amtsgerichtsrat

Da sträubt sich die Feder

Ich bin gern bereit, der Regierung in Bonn die amerikanischen Zeitungsstimmen in Sachen Soraya zur Verfügung zu stellen. Was da die Hearst-Presse — zwanzig Millionen Auflage — zu vermelden hatte, das niederzuschreiben sträubt sich die Pfauenfeder. Von einer Demarche in Washington und einer Strafverfolgung amerikanischer Blätter ist nichts bekannt. Glaubt man in Teheran, daß Amerika zwar eine westliche Demo-



Macht

r „Lex Soraya“

kratie, die Bundesrepublik jedoch eine arabische Diktatur sei?

Man hat, wie man sieht, in Bonn allen Grund, „aufs tiefste zu bedauern“ und „aufs schärfste zu mißbilligen“. Fragt sich nur — was und wen?

St. Wolfgang **Hans Habe**

Konsequenzen

Nun wird wohl die Bibel im Bundesgebiet verboten und die Evangelisten und alle ihre Verbreiter mit Gefängnis nicht unter zwei Jahren bestraft werden, weil sie „herabwürdigende Behauptungen tatsächlicher Art“ aus dem Privat- und Familienleben ausländischer Staatsoberhäupter und deren Angehörigen veröffentlicht hat. Ich zitiere:

1. Könige I. Verse 1 bis 3

Und da der König David alt war und wohl betagt, konnte er nicht warm werden, ob man ihn gleich mit Kleidern bedeckte.

Da sprachen seine Knechte zu ihm: Laßt sie meinem Herrn, dem König, eine Dirne, eine Jungfrau, suchen, die vor dem Könige stehe und sein pflege und schlafe in seinen Armen und wärme meinen Herrn, den König.

Und sie suchten eine schöne Dirne im ganzen Gebiet Israels und fanden Abisag von Sunem und brachten sie dem König.

1. Könige XI. Verse 1 bis 3

Aber der König Salomon liebte viel ausländische Weiber: die Tochter Pharaos und moabitische, ammonitische, edomitische, sidonische und hethitische —.

Von solchen Völkern, davon der Herr gesagt hat den Kindern Israels: Geht nicht zu ihnen und laßt sie nicht zu euch kommen; sie werden gewiß eure Herzen neigen ihren Göttern nach. An diesen hing Salomo mit Liebe.

Und er hatte siebenhundert Weiber zu Frauen und dreihundert Kebsweiber; und seine Weiber neigten sein Herz.

Hannover **Ernst Sommer**

Gelinde Frechheit

Daß Sie durch Ihre üble Sensationsmacherei und Effekthascherei um Soraya nicht nur das Prestige Deutschlands im Ausland schädigen, sondern sich auch noch den Bundesaußenminister anzuklagen getrauen — das halte ich für eine gelinde Unverschämtheit und Frechheit. So trägt man die Demokratie zu Grabe — und das alles um Ihren lumpigen Profit!!

Großbirkach Post Ebrach **Reinhart Ernst, Pfarrer**

Keine Klage über Heuss

Es ist doch bezeichnend, daß unser Bundespräsident Heuss niemals in die Lage kommen würde, gegen Veröffentlichungen in den Zeitungen anderer Länder zu protestieren. Auch über die englische Königin, den belgischen König und die skandinavischen Herrscherhäuser findet man keine Veröffentlichungen, die eines Protestes bedürften. Der Schah von Persien aber, der ehemalige König Faruk und ähnliche „Staatsoberhäupter“ geben immer wieder Anlaß zu sensationellen Berichten. Ob das nicht an den Herrschern selber liegt und an ihren Damen?

Augsburg **Ruth Ellwanger**

Der Schah pfeift

Das alte deutsche Erbübel: Entweder wir rasseln mit dem Säbel (der heute wohl durch die Atombombe ersetzt ist) oder wir kriechen diensteifrig zu Kreuze. Der Schah pfeift, und die Bonner Bürokratie tanzt.

Hamburg **Otto van Rheden**

Schwarzer Fleck

Persien muß als schwarzer Fleck in der Berichterstattung betrachtet werden. Im Verlauf der letzten Jahre wurden zwölf Korrespondenten wegen „tendenziöser“ Berichterstattung ausgewiesen.

Zürich **Internationales Zeitungsinstitut**
Aus dem Jahresbericht 1957

Parallelen

Ich war bisher immer der Meinung, eine Demokratie vertrete die Rede- und die Pressefreiheit. Aber da habe ich mich wohl gründlich geirrt. Ich erinnere mich noch sehr gut, als ich im Jahre 1933 meinen Vater fragte, ob ich denn auch wie die anderen Buben ins „Jungvolk“ eintreten dürfe. Mein Vater antwortete: „Wenn es wahr ist, was das Parteiprogramm sagt, so gehe in Gottes Namen hin.“ Wir wissen inzwischen, wie sehr wir hintergangen und mißbraucht worden sind. Wenn nun die „Christlichen Demokraten“ zur Macht gekommen sind, unter Verkündung der Freiheit für das Individuum, um später auf dem Höhepunkt der Macht all das wieder zu brechen, wohin sollen wir dann kommen?

Klingenmünster **A. Franz**

Reportage gut - Gesetz gefährlich

Gegenstimme aus der CDU

Will Rasner

Es ist richtig, fremde Staatsoberhäupter vor ungerechtfertigten Angriffen zu schützen. Nur die vorgesehene Methode — insbesondere, was der Gesetzentwurf über eine wahrheitsgemäße Berichterstattung mit Strafandrohung vorsieht — ist keine gute Regelung.

Bonn **Will Rasner**
Geschäftsführer der CDU/CSU-Fraktion im Deutschen Bundestag
Aus einem Rundfunkinterview

Reportage gut — Gesetz gefährlich

Bei der beanstandeten Reportage (Stern Nr. 16) handelt es sich lediglich um einen sachlichen Bericht über die Verhältnisse in Persien. Diesen Bericht als Anlaß für die Gesetzesvorlage hinzustellen, ist zumindest schlecht. Die Auswirkungen der Gesetzesvorlage aber müssen als gefährlich bezeichnet werden.

Hamburg **Eric Blumenfeld**
Vorsitzender des Landesverbandes Hamburg der CDU
In einem Kommentar

Vorsicht mit der Macht

Mit ihrer absoluten Mehrheit im Bundestag sollte die Christlich-Demokratische Union alle Schritte vermeiden, die zu einer Einengung der Presse- und der Meinungsfreiheit führen könnten.

Bremen **Ernst Müller-Hermann**
Bundestagsabgeordneter der CDU
In einer Pressekonferenz

Staatsoberhäupter sind genügend geschützt

Die geplante Lex Soraya ist eines demokratischen Rechtsstaates unwürdig. Der Paragraph 103 des Strafgesetzbuches genügt völlig, um fremde Staatsoberhäupter vor Beleidigungen und Verunglimpfungen zu schützen. Mit dieser Bestimmung des Strafgesetzbuches hat die Bundesrepublik ihren internationalen Verpflichtungen voll Genüge getan.

Die sehr unbestimmten Tatbestandsmerkmale der geplanten Lex Soraya überfordern die Richter. Man mutet ihnen zu, Bewertungen vorzunehmen, die schlechthin nicht nach objektiven Maßstäben getroffen werden können und darum beim Richter subjektive oder politische Stellungnahme voraussetzen. Es gibt da Spuren, die uns schrecken sollten!

Prof. Carlo Schmid

Freilich sollte man von seiten der Presse mehr als dies oft geschieht, Rücksicht darauf nehmen, daß auch im öffentlichen Leben stehende Persönlichkeiten Anspruch auf Achtung ihres persönlichen Schicksals haben und daß es Dinge gibt, die schlechthin niemanden anderen angehen als die Betroffenen selbst. Die Einführung einer Selbstkontrolle der Presse scheint mir angebracht.

Bonn **Professor Carlo Schmid**
Vizepräsident des Deutschen Bundestages





Die Sterne lügen nicht...

DIE WOCHE VOM 15. BIS 21. JUNI 1958

Auf dem Gebiet der großen Politik sieht es nicht danach aus, als brächten die kommenden Tage Wendungen von sensationeller Bedeutung. Für Deutschland könnten sich einige Probleme abzeichnen, die wohl hauptsächlich wirtschaftlicher Natur sind. In Frankreich werden — wenn vielleicht auch nur kurzfristig — entspannende Tendenzen wirksam. Deswegen besteht aber die Krise Westeuropas ziemlich unverändert weiter. Amerika muß seine wirtschaftlichen und finanziellen Anstrengungen vergrößern, um seine Positionen in der Welt zu halten. Rußlands Absichten aus den vielen einander widerstrebenden Tendenzen zu deuten, ist eine momentan unlösbare Aufgabe.

STEINBOCK

22.—31. Dezember Geborene: Spannungen klingen ab. Bald wird sich eine Gelegenheit ergeben, sich auszusöhnen. Am 16./17. VI. hängt ein Erfolg ganz von Ihrer Geschicklichkeit ab. Ihr Programm für den 20./21. VI. sollten Sie erheblich kürzen.
1.—9. Januar Geborene: Machen Sie keine gewagten Sachen. Augenblicklich ist man nicht sonderlich geneigt, Ihnen etwas nachzusehen. Auf jeden Fall ist aber dafür gesorgt, daß Sie nicht zu kurz kommen.
10.—20. Januar Geborene: Auf eine Kraftprobe sollten Sie es lieber nicht ankommen lassen, solange Sie nicht über die Reserven der anderen orientiert sind. Am 15./16. VI. macht sich ein Weg bezahlt.

WASSERMANN

21.—29. Januar Geborene: Der Juni entwickelt sich für Sie zunehmend freundlicher. Eine neue Zusammenarbeit spielt sich rasch ein. Über Ihre familiären Angelegenheiten brauchen Sie keine Auskunft zu erteilen. Am 19./20. VI. wird Ihr Herz höher schlagen.
30. Januar bis 8. Februar Geborene: Sie wünschen sich ein wenig mehr Abwechslung. Werden Sie nicht ungeduldig, bald wird Ihnen alles geboten, was Sie nur verlangen können. Am 21./22. VI. müssen Sie einen Plan ändern.
9.—18. Februar Geborene: Obwohl gewisse Leute alle Anstrengungen machen, sind Sie nicht zu übertreffen. Sie gewinnen sogar noch größeren Einfluß. Privat taucht am 19./20. VI. vielleicht ein schwieriges Problem für Sie auf.

FISCHE

19.—27. Februar Geborene: Eigentlich haben Sie nicht den geringsten Anlaß, unzufrieden zu sein. Geschäftlich ist mit einem weiteren Aufschwung zu rechnen, Ihre neuen Mitarbeiter sind hervorragende Kräfte. Daß man am 20./21. VI. absagt, kann Ihnen nur recht sein.
28. Februar bis 9. März Geborene: Wenn Sie nach Ihrem Erfolgsrezept gefragt werden, finden Sie sicher eine sehr höfliche und nichtssagende Antwort. Zu Beginn der Woche kommen Sie nur sehr langsam auf Touren.
10.—20. März Geborene: Daß Sie einen großen Auftrag nicht allein erhalten, empfinden Sie hoffentlich nicht als Kränkung. Wären Sie denn überhaupt in der Lage gewesen, ihn allein zu übernehmen? Am 19./20. VI. haben Sie Glück.

WIDDER

21.—30. März Geborene: Mit den Veränderungen, die in der letzten Woche eingetreten sind, können Sie sich noch nicht befreunden. Dabei haben sie wirklich ihr Gutes. Am 18./19. VI. werden Sie auf jemand aufmerksam, der Ihnen vielleicht bald viel bedeuten wird.
31. März bis 9. April Geborene: Für Sie wird es allmählich Zeit, daß Sie einmal an eine gründliche Erholung denken. Wer Sie vertritt, dürfte kein unlösbares Problem sein. Am 19./20. VI. kann man Ihnen keinen Wunsch abschlagen.
10.—20. April Geborene: Bei Ihren Vorgesetzten haben Sie einen Stein im Brett. Sie dürfen mit einer vorzeitigen Ernennung oder Beförderung rechnen. Am 16./17. VI. liefern Sie unfreiwillig einen Beweis Ihrer Fähigkeiten.

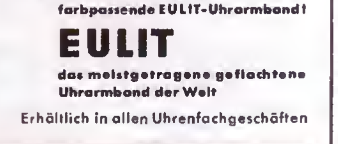
STIER

21.—29. April Geborene: Die Anpassung an die Zeitumstände bereitet Ihnen geringere Schwierigkeiten, als Sie befürchtet hatten. Ob Sie die neuen Methoden billigen, ist allerdings eine andere Frage. Am 19./20. VI. geben Sie nicht leer aus.
30. April bis 10. Mai Geborene: Sie können sich ein Versäumnis nicht verzeihen. Wie wäre es, wenn Sie es einfach nachholten, anstatt mit sich zu hadern? Am 16./17. haben Sie die erste Gelegenheit dazu und am 20./21. VI. die zweite.
11.—21. Mai Geborene: Die Annehmlichkeiten überwiegen die Widrigkeiten in dieser Woche schon ganz entschieden. Und die Konstellationen werden auf weitere Sicht ständig besser. Am 17./18. VI. sollten Sie eine Rechnung nicht unbesehen bezahlen.

ZWILLINGE

22.—31. Mai Geborene: Ihre Unternehmungslust ist beinahe beängstigend, finden Leute in Ihrer Umgebung, die sich zu keinem Entschluß durchringen können. Aber nach denen brauchen Sie sich ja zum Glück nicht zu richten. Am 21./22. VI. fliegen Sie aus.
1.—9. Juni Geborene: Die Herzlichkeit, die Sie vielleicht vermissen, wird durch unbedingte Sachlichkeit mehr als aufgewogen. Auf anderer Basis käme eine für Sie so erfreuliche Regelung in absehbarer Zeit gewiß nicht zustande.
10.—20. Juni Geborene: Ein zurückgezogenes Leben zu führen, wäre Ihnen im Grunde lieber. Aber darauf kommt es in Ihrer Position nicht an. Ihre Anhänger dürfen mit Recht von Ihnen erwarten, daß Sie immer zur Verfügung stehen.



Erhältlich in allen Uhrenfachgeschäften



Das **müssen** *Sie lesen!*
Liebelei · Flirt · Bekanntschaft
Freundschaft · Liebe · Ehe
DAS LIEBES-, LEHR- und LESEBUCH im besten Sinne!
6,80 DM
„Lieben – aber wie?"
m. 58 reizv. Fotos u. Zeichn.
Bestellen Sie **sofort** (neutr. Vers. + Vers.-Sp.) gegen Nachn.
Buchversand O. Schmitz, München 1, Postfach 101
Postlagernd nur gegen Voreinsendung von 7,40 DM
Als Geschenk: Die Luxus-Ausg.! Preis DM 9,80
Luxus-Ausgabe 9,80 · Schweiz: Zürich 59, Postfach 160









KREBS

21. Juni bis 1. Juli Geborene: Nehmen Sie sich nicht zuviel vor. Schließlich kann Ihnen niemand garantieren, daß ein Rückschlag völlig ausgeschlossen ist. Hören Sie im übrigen in diesen Tagen nur darauf, was Frauen Ihnen raten, besonders am 15./16. und 21. VI.

2.—11. Juli Geborene: Sie neigen dazu, aus der Mücke einen Elefanten zu machen. Damit leisten Sie leider nur Ihren Gegnern Vorschub. Ohne Umsicht und Vorsicht werden Sie am 19./20. VI. Ihr Ziel kaum pünktlich erreichen.

12.—22. Juli Geborene: Ihr Nachrichtendienst funktioniert nicht so ganz. Es könnte sein, daß Sie überraschend vor neue Tatsachen gestellt werden. Wenn Sie am 18./19. VI. ausweichen können, so tun Sie es, Zeitgewinn ist wichtig.



LÖWE

23. Juli bis 2. August Geborene: Jemand erklärt sich für Sie. Damit sind aber noch nicht alle Komplikationen aus der Welt geschafft. Am 17./18. VI. zahlen Sie unter Umständen drauf. Arrangieren Sie zum Wochenende ein Treffen in privatem Kreis.

3.—12. August Geborene: Was Sie auch vorhaben mögen, es ist alles gut und schön, solange Ihre Arbeit dadurch nicht beeinträchtigt wird. Am 18./19. VI. sind Sie um eine Ausrede nicht verlegen, am 21. VI. — sehr.

13.—23. August Geborene: Sie meiden Ihre alten Freunde. Warum das? Sowieso weiß jeder, daß in Ihrem Privatleben so ziemlich alles durcheinander geraten ist. Am 20./21. VI. halten Sie hoffentlich an Ihrer ersten Entscheidung fest.



JUNGFRAU

24. August bis 2. September Geborene: Zuweilen könnte man den Verdacht haben, Sie setzten Ihr Ansehen vorsätzlich aufs Spiel. Zu welchem Zweck? Was Sie am 16./17. VI. ärgert, freut Sie am 19./20. VI. seltsamerweise.

3.—12. September Geborene: Sie müssen nicht alles selber machen wollen. Andere, die für Sie eintreten, können es nicht nur genauso gut, sondern sogar noch viel besser. Am 21./22. VI. sollten Sie geschäftlich nicht zu sprechen sein.

13.—22. September Geborene: Beruflichen Ärger hat jeder nicht nur einmal. Hören Sie sich an, was man Ihnen sagt, und denken Sie sich Ihr Teil. Am 16./17. VI. erhalten Sie eine Einladung für den 21. VI. Was wollen Sie noch mehr?

WAAGE

24. September bis 2. Oktober Geborene: Erst wenn Sie sich in allen Einzelheiten erklären können, sollten Sie sich anmelden. Obwohl man sehr von Ihnen eingenommen ist, wird man Ihnen kaum eine Prüfungsfrage schenken wollen. Denken Sie daran am 17./18. VI.

3.—12. Oktober Geborene: Jeder gibt zu, daß Sie Außergewöhnliches geleistet haben. Aber wahrscheinlich ist niemand damit einverstanden, daß Sie sich Freiheiten erlauben — wie am 18./19. VI. — die vieldeutig sind.

13.—22. Oktober Geborene: Daß bei Ihnen etwas nicht nach Wunsch geht, ist allmählich höchst unwahrscheinlich geworden. Gerade deswegen stolpern Sie vielleicht am 20. VI. Ein Widerspruch ist ernst zu nehmen.

SKORPION

24. Oktober bis 2. November Geborene: Lassen Sie das leidige finanzielle Thema für eine Weile ruhen, zumal Ihre Änderungsvorschläge ziemlich unbegründet sind. Am 18./19. VI. sehen Sie in ganz anderer Richtung neue Möglichkeiten, die Sie auf- und anregen könnten.

3.—11. November Geborene: Nicht alle Ihre Rechnungen gehen auf. Aber das haben Sie wohl auch keinen Augenblick angenommen. Persönlich bringt man Ihnen wiederum weitaus mehr entgegen, als Sie erwarten konnten. Am 20. VI. sucht man Sie.

12.—22. November Geborene: Manchmal fühlen Sie sich nicht ausgefüllt. Aufmerksamkeiten lassen Sie gleichgültig. Vielleicht sollten Sie sich einer Aufgabe widmen, die Ihnen mehr abverlangt als Ihre jetzige Tätigkeit. Sprechen Sie am 17./18. VI. vor.

SCHÜTZE

23. November bis 1. Dezember Geborene: Man hat großes Interesse daran, Sie bei guter Laune zu halten. Was man damit bezweckt, dürfte Ihnen nach dem 17./18. VI. nicht mehr unklar sein. Wahrscheinlich können Sie das Glück zuerst gar nicht recht fassen.

2.—11. Dezember Geborene: Für Sie gibt es jetzt alle Hände voll zu tun. Aber da Sie ja alles andere als ein Anfänger sind, werden Sie sicherlich auch hochgeschraubte Erwartungen erfüllen können. Am 18./19. VI. hören Sie viel Lobendes.

12.—21. Dezember Geborene: Vorübergehend werden Sie Ihr Tempo verlangsamen müssen. Trotzdem bleiben Sie in Führung. Alle nicht vordringlichen Termine können Sie bedenkenlos verschieben. Am 21./22. VI. tut Ihnen ein Ortswechsel gut.

HOROSKOPISCHE HINWEISE FÜR NEUE ERDENBÜRGER

GEBOREN ZWISCHEN 15. UND 21. JUNI 1958

Kinder mit vorwiegend geschäftlichen Begabungen und Interessen kommen in dieser Woche auf die Welt. Sie haben eine sehr glückliche Art, mit anderen umzugehen und zu verhandeln und erreichen deshalb ungewöhnlich viel. Was sie schaffen, ist immer originell. Mit der Durchschnittsware geben sie sich überhaupt nicht erst ab. Dabei haben alle ihre Unternehmungen ein ganz besonders solides Fundament. Wenn es sein muß, können sie sich blitzschnell umstellen. Dadurch sichern sie sich manchen wichtigen Vorsprung. So rührig und versessen sie sind, für ihre Angehörigen und Freunde haben sie immer Zeit; denn sie sind ausgesprochen gesellige Naturen. Die Mädchen sind sehr begeisterungsfähig. Sie brauchen jemand, den sie bewundern können. Mit Partnern, die ihnen überlegen sind, werden sie am glücklichsten.

Charles Wassermann antwortet



Wiederaufbau im Schneckentempo: Die beschädigte Marienburg

Was blieb noch von der Marienburg erhalten?

Was übrigblieb, das ist nicht viel. Die beiden runden Festungstürme stehen noch. Auch das berühmte Mittelschloß mit dem Hochmeisterpalast ist zwar noch da, aber schwer beschädigt. Das Hochschloß hat noch mehr gelitten. Und von den Häusern des berühmten Marktplatzes ist außer den Überresten des ehemaligen Rathauses nichts mehr vorhanden. Das Marientor ist eine halbe Ruine. Die ganze Schloßgruppe wirkt, vom gegenüberliegenden Ufer der Nogat betrachtet, wie ein trostloser, schwarzgrauer Steinhaufen. Die katholische Pfarrkirche am nördlichen Ende des Marktes ist jedoch restauriert worden. Dieses kleine Stück Marienburg sieht recht gepflegt aus. Einzelne Arbeiter beobachtete ich während meines Besuches bei kleineren Restaurationsarbeiten. Ein einsamer Mann hantierte an den Resten des Daches der Marienkapelle, die ihren Turm verloren hat. Zahlreicher aber waren die Schafe, die zwischen den Ruinen weideten. Sie ließen sich auch nicht von Leuten stören, die nach Ziegeln gruben.



Ausländische Wagen vor dem Orbis-Hotel „Bristol“ in Warschau

Sind Besuchsreisen erlaubt?

Am einfachsten ist die Besuchsfahrt mit einer der Reisegesellschaften, die besonders in den Sommermonaten regelmäßige Sonderzug-Fahrten veranstalten, wie beispielsweise die Vertretung der staatlichen polnischen Reiseorganisation „Orbis“ in Hannover, Ernst-August-Platz. So gibt es eine 16-Tage-Fahrt nach Breslau mit 14tägigem Aufenthalt, deren Kosten sich inklusive zwei Tage Verpflegung auf 320 DM belaufen. Von Breslau aus kann jeder Reisende auf eigene Kosten in jeden gewünschten Ort Polens und der polnisch verwalteten Gebiete fahren. Falls man nicht bei Verwandten unterkommt, sind Hotelgutscheine zu lösen, die je nach Kategorie für einen Tag mit Übernachtung und voller Verpflegung zwischen 23,30 DM und 42,20 DM kosten. Ebenso sind Einzelreisen mit der Bahn möglich. Fahrten mit Privatwagen werden zur Zeit nur für Geschäftsreisen erlaubt. Das notwendige Visum besorgen die auf Ostreisen spezialisierten Reisebüros oder erteilt die polnische Militärmission in Westberlin. Außerdem ist ein Transit-Visum für die Sowjetzone zu besorgen. Über nähere Einzelheiten und Vorschriften erteilen die genannten Stellen genauere Auskunft.



Deutsche Bauern in Ostpreußen: Landmaschinen sind zu teuer

Wie leben die verbliebenen deutschen Bauern in Ostpreußen?

Ihre Zahl ist kaum feststellbar, da viele von den polnischen Behörden nicht als Deutsche anerkannt werden; als Masuren und Ermländer werden sie „Autochthonen“ genannt. Ich unterhielt mich in der Nähe von Lyck mit einem Deutschen, dessen Bericht mir typisch für die dortigen Lebensverhältnisse erschien: „Ich habe 43 Hektar“, erzählte er, „das heißt, ich bewirtschafte ja nur noch acht, den Rest habe ich an ein Staatsgut verpachtet. Mehr als acht Hektar kann ich ohne Hilfskraft sowieso nicht bearbeiten. Und nehmen darf ich mir niemand, sonst nennen sie mich gleich einen Kulaken. Landmaschinen kann ich mir nicht leisten. So ein Traktor kostet 60 000 Zloty. Das ist ein dummer Witz. Ich kann mich gerade noch durchbringen, nur weil ich noch ein paar Geräte habe, mit denen ich für meine Nachbarn dreschen und andere Arbeiten machen kann. Das Schlimmste aber sind die Bürokraten. Ich mußte von Pontius bis Pilatus laufen, damit ich meinen Acker behalten konnte. Und jedem mußte man ein ‚Geschenk‘ mitbringen. Seit Gomulka geht's ja schon besser. Aber der kann ja auch nicht überall sein.“



Unter polnischer Verwaltung: Deutsche im starkzerstörten Neiße

Kann man Liebesgaben schicken?

Selbstverständlich ist es möglich, Pakete nach Polen und in die polnisch verwalteten Gebiete zu senden. Soweit ich feststellen konnte, werden Kleidungsstücke und Schuhe den Empfängern die größte Freude machen. Um etwaige Zollschwierigkeiten zu vermeiden, ist es besser, keine neuen Gegenstände zu schicken.

Genußmittel wie Kaffee, Kakao und Schokolade dürfen ebenfalls geschickt werden. Leicht verderbliche Eßwaren sind jedoch nicht zu empfehlen, da erfahrungsgemäß die Zustellung der Pakete längere Zeit beansprucht. Außerordentlich wichtig sind Medikamente. Sie sind in den polnisch verwalteten Gebieten nur schwer erhältlich.

Auch deutsche Bücher können geschickt werden, solange sie nicht als politische, vor allem antikommunistische Schriftstücke bezeichnet werden können.

Bei allem, was man aus dem Westen in die polnisch verwalteten Gebiete schickt — seien es Briefe oder Pakete — ist es äußerst wichtig, die Adresse klar und deutlich zu schreiben und vor allem die neuen polnischen Städte- und Straßennamen der deutschen Orte anzugeben.

NEUES VON LEBERECHTS

So ein Abendbrot im Freien
wird zur wahren Schlemmerei,
trägt der BOSCH dazu für jeden
recht gekühlte Speisen bei.

Mutter lobt, wie zart die Butter
BOSCH-gekühlt sich streichen läßt.
Für den Vater ist dagegen
frisches Bier ein Grund zum Fest.

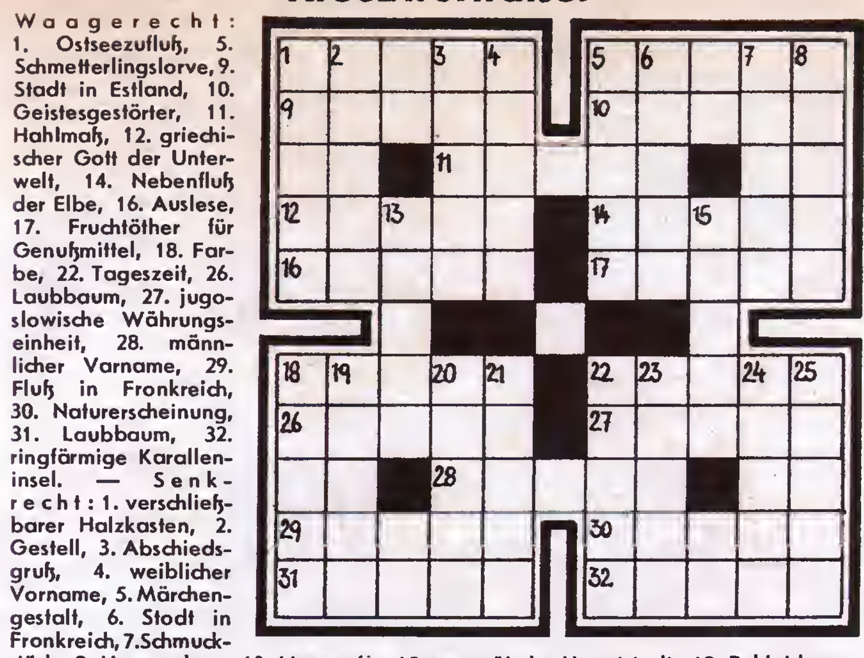
Klaus hat Würfeleis im Becher,
und so sieht man wieder mal:
Jeder Wunsch läßt sich erfüllen,
denn der BOSCH kühlt ideal!

Wenn vor Hitze alles „zerfließt"

Mit einem BOSCH-Kühlschrank neuen Stils im Haus läßt Sie selbst die größte Hitze völlig „kalt". Appetitlich kommen die Speisen auf den Tisch – auch solche Lebensmittel, die sonst im Sommer leicht verderben oder unansehnlich werden. Und wie gut schmeckt Ihren Lieben jetzt eine kühle Fruchtkaltschale, ein frisches Glas Milch, ein wohltemperiertes Bier! Alles wird ja in den unterschiedlichen Temperaturzonen Ihres BOSCH-Kühlschranks mundgerecht gekühlt und behält durch die natürliche Luftzirkulation seinen sauberen Eigengeschmack. – Kaufen Sie ruhig auf Vorrat ein, denn der BOSCH-Kühlschrank bietet Ihnen mit seinem jetzt noch größeren Kühlraum Platz in Hülle und Fülle. Kein Zentimeter ist vergeudet. Der Verdampfer des BOSCH-Kühlschranks wurde als praktisches Schnellgefrierfach oder geräumiges Tiefgefrierfach ausgestattet. Hier können empfindliche Lebensmittel aufbewahrt, Getränke gekühlt und delikate Eisspeisen bereitet werden.

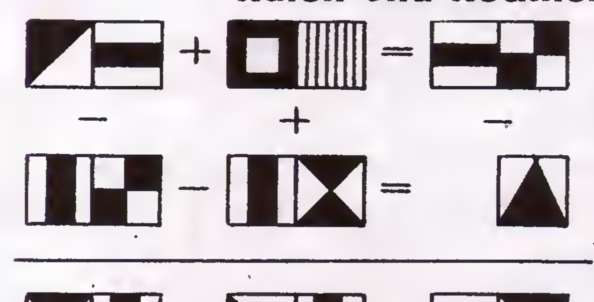


Kreuzworträtsel



Waagerecht: 1. Ostseezufluß, 5. Schmetterlingslarve, 9. Stadt in Estland, 10. Geistesgestörter, 11. Hohlmaß, 12. griechischer Gott der Unterwelt, 14. Nebenfluß der Elbe, 16. Auslese, 17. Fruchtäther für Genußmittel, 18. Farbe, 22. Tageszeit, 26. Laubbaum, 27. jugoslowische Währungseinheit, 28. männlicher Vorname, 29. Fluß in Frankreich, 30. Naturerscheinung, 31. Laubbaum, 32. ringförmige Koralleninsel. — Senkrecht: 1. verschließbarer Holzkasten, 2. Gestell, 3. Abschiedsgruß, 4. weiblicher Vorname, 5. Märchengestalt, 6. Stadt in Frankreich, 7. Schmuckstück, 8. Hausvorbau, 13. Liegesofa, 15. europäische Hauptstadt, 18. Bekleidungsstück, 19. Hauptstern des Orionsternbildes, 20. Stadt in Oberitalien, 21. Menschenrasse, 22. türkischer Mittelmeerhafen, 23. französischer Opernkomponist (1838 bis 1875), 24. Drahtstift, 25. Drehimpuls eines rotierenden Körpers.

Raten und Rechnen



Jedes Karo der Figur bedeutet eine Ziffer, gleiche Karos also gleiche Ziffern. Durch ein wenig Nachdenken und Überlegung ist die Aufgabe durch Niederschreiben der richtig gefundenen Zahlen an Stelle der Karos waagerecht und senkrecht lösbar.

Silbenrätsel

Aus den Silben: a — an — ba — clau — de — de — den — der — e — e — ein — el — el — fer — ga — gar — ge — ge — ge — hu — il — in — in — kas — kre — la — lan — le — lit — lu — ma — ma — ment — mus — na — ne — ne — ni — ni — nie — na — nung — an — on — ra — ra — rat — rei — ri — ri — rie — sa — sar — si — spo — ster — tel — ti — ta — um — um — vi — wie — zenz sind die Wörter der nachstehenden Bedeutung zu bilden, deren erste und dritte Buchstaben — beide von oben nach unten gelesen — ein Sprichwort ergeben: 1. Säugetierordnung, 2. Papstname, 3. Schiffahrtskunde, 4. Edelpflaume, 5. Grundstoff, 6. Täuschung, 7. europäischer Staat, 8. Rabenvogel, 9. Sammelname für die Inseln der Ägäis, 10. Blume, 11. englischer Komponist (1857 bis 1934), 12. Kinderbett, 13. Handwerkerorganisation, 14. Trabant, Leibwächter, 15. beißender Spott, 16. Machwerk, 17. Land des britischen Commonwealth in Afrika, 18. Anlage für Feuerbestattung, 19. weiblicher Vorname.

1 .... 10 ....
2 .... 11 ....
3 .... 12 ....
4 .... 13 ....
5 .... 14 ....
6 .... 15 ....
7 .... 16 ....
8 .... 17 ....
9 .... 18 ....
19 ....

Zweierlei

ALTEN DASL DDAS DENG DICHS DIRUM EBEN ENIN ERLE EWALT GEBEN GEST ICH IEER IWIR LEBEND MIT NEAB RECH STDU WIR ZWEI

Die vorstehenden Wortbruchstücke sind derart zu ordnen, daß ein Ausspruch von Richard Dehmel gebildet wird.

Auflösungen im nächsten Heft

Auflösungen aus Heft Nr. 23

Kreuzworträtsel. Waagerecht: 1. Ulk, 3. Dieb, 6. Orion, 8. Gras, 10. Ufa, 11. Tod, 13. Lupe, 15. Kent, 17. Tube, 19. Isere, 21. Gnu, 22. Eta, 23. Rbin, 25. Flob, 26. Tag, 28. Ruf, 29. Nogat, 33. Kern, 34. Zaun, 36. Tell, 38. Ton, 40. Spa, 41. Reis, 42. Matte, 43. Koje, 44. Boa. — Senkrecht: 1. Uran, 2. Kot, 4. Erle, 5. Bau, 6. Ofen, 7. Note, 9. Spann, 10. Ukas, 12. Dur, 14. Emu, 16. Tito, 18. Berta, 20. Sabne, 21. Gig, 22. Elf, 24. Hatz, 25. Fuder, 27. Buna, 28. Rot, 30. Ort, 31. Gnom, 32. Hupe, 33. Klio, 35. Asta, 37. Lek, 39. Nab.

Magisches Quadrat: 1. Riesa, 2. Imker, 3. Ekzem, 4. Seele, 5. Armee.

Groß und klein: Nach Streichen von je einem Buchstaben bleibt folgender Spruch übrig: „Willst das Große du erreichen, fange mit dem Kleinen an; deine Tadler werden weichen, ist das Kleinste groß getan."

Kontrasträtsel: Idealismus, Rand, Osten, Askese, Schwarz, Chor, Tier, Schein, Aktivität, essen, Wahrheit, Blitz, Import, Tiefe, essbar, eckig, Christ, Stärke, Adam, wild, Helligkeit, Ekstase, Laubwald, Krankheit, Stolz, Leben, Angst, Mutter, Ende, Addition, Ewigkeit, Riese, Armut, Isolation, Sparsamkeit, Liebe, Seele, Alter, Verschwiegenheit, Ende; die zweiten Buchstaben dieser Wörter ergeben: „Das Schicksal mischt die Karten und wir spielen."

SCHACH

Geleitet von Georg Kieninger

Unerschrockenes Spiel

Partie Nr. 229

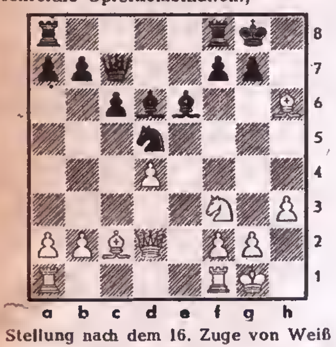
Damengambit

Gespielt in einer Simultanvorstellung des Deutschlandmeisters Dr. Tröger zu Düsseldorf-Holthausen, (gleichzeitig 33 Partien) Mai 1958.

Weiß: Villwock (Düsseldorfer Schachgesellschaft)
Schwarz: Dr. Tröger (Köln)

1. d2—d4 e7—e6 (Eine Einladung zur französischen Verteidigung 2. e4 d5, die der Führer der schwarzen Steine virtuos beherrscht.) 2. c2—c4 (Dankend wird die Einladung abgelehnt, es bleibt beim Damengambit.) 2. . . . d7—d5 3. Sb1—c3 c7—c6 4. Sg1—f3 Sg8—f6 5. e2—e3 (Der klarste Weg. Als verdienstvoller Leiter der Jugendgruppe der DSG. liebt er keine Experi-

meute oder Abenteuer, die nach 5. Lg5 d×c4 entstehen können.) 5. . . . Sb8—d7 6. c4×d5 (Konsequent, im Sinne der eingeschlagenen Methode. Die Bauernspannung wird aufgehoben, um völlig ungestört operieren zu können.) 6. . . . e6×d5 7. Lf1—d3 Lf8—d6 8. o—o o—o 9. e3—e4 d5×e4 10. Sc3×e4 Sf6×e4, 11. Ld3×e4 h7—h6 12. h2—h3 Sd7—f6 (Sicherer war hier 12. . . . Te8, mit der Idee, nach bestmöglicher Sicherung der Stellung auf die Schwäche des vereinzelten weißen Mittelbauern zu spielen. Die Weltmeister Dr. Lasker und Capablanca waren Künstler auf diesem Gebiet.) 13. Le4—c2 Dd8—c7 (Besser war immer noch Te8.) 14. Lc1—e3 Lc8—e6 15. Dd1—d2 Sf6—d5 (Eine Herausforderung, die der Gegner annimmt. Vorsichtiger war 15. . . . Sh7.) 16. Le3×h6! (Eine hübsche und chancenreiche Opferkombination.)



Stellung nach dem 16. Zuge von Weiß

16. . . . g7×h6 17. Dd2×h6 f7—f6 18. Sf3—g5! (Die feine Pointe der Kombinatinn.) 18. . . . f6 ×g5 19. Dh6×e6+ Tf8—f7 20. Lc2—g6 Ld6—f4 21. g2—g3 Lf4—d2 22. Ta1—d1 Ld2—b4 23. a2—a3 Lb4—f8 24. Td1—d3 Ta8—e8 (Ein Versehen, nach 24. . . . Kg7 oder 24. . . . De7 wäre der Ausgang des Kampfes noch offen gewesen.) 25. De6×e8 Tf7—e7 26. De8—a8 Kg8—g7 27. Td3—f3 Kg7×g6 28. Da8×f8 Te7—g7 29. Tf1—e1 Dc7—d7 30. Te1—e5 Dd7×h3 31. Te5×g5+ Schwarz gibt auf.

Ein spannende Simultanpartie.

Graphologie

Schriftprobe und Schriftanalyse von

H. D., weiblich, 32 Jahre.

Der Charakter der Schreiberin ist nicht ohne gewisse Komplikationen, steht sie doch mit sich und der Außenwelt in mancherlei Konflikten. Mit sich, weil sie im „Ich" gefangen bleibt, mit der Außenwelt, weil sie gelegentlich zu kritisch ist. So wesentlich eine Selbstkritik an sich ist, so unerläßlich ist auch die Möglichkeit des Selbstvergessens.

Alles, was die Schreiberin ergreift, ergreift sie mit Intensität, und eine einmal gefaßte Meinung wird von ihr bisweilen fast heftig verteidigt. Volle Hingabe, die sie im Grunde ersehnt, bleibt ihr versagt, und so sucht sie einen Ausweg in beweglicher Aktivität.

Was sich dem Geist der Schreiberin bietet, sucht sie zu verarbeiten. Klarheit, logische Verstandesarfung und bewegliche Auffassung sind vorhanden, so daß sie sehr wohl in der Lage ist, auch Gegenstände von komplizierter Artung zu erfassen. — In ihrem Handeln ist sie oft instinktiv vorsichtig und diplnmatisch.

— — — Hier ausschneiden! ———

Wenn Sie mit e i n e r Handschriftenprobe, unter Beifügung eines genau adressierten Freiumschlages, per Einschreiben, diesen

Stern-Gutschein für Schriftanalyse

an uns einsenden, erhalten Sie von unserem Mitarbeiter eine graphologische Charakterskizze zum Preis von 3,— DM (keine Briefmarken) bei Voreinsendung des Betrages angefertigt. Nachnahmen werden nicht berücksichtigt. Die Einsendung muß den Vermerk „Graphologie" tragen. Angabe von Alter und Geschlecht erforderlich. Die Schriftproben erhalten Sie zusammen mit der Analyse nach Möglichkeit innerhalb vier Wochen zurück. Der Verlag handelt hier im Namen und für Rechnung des Graphologen. 58/24

Streichzart oder in Scheiben

Genießen Sie Käse gern streichzart? Dann sollten Sie ausdrücklich Kraft's Velveta verlangen! Sein köstlicher Geschmack entsteht aus edlem Chester-Rahmkäse mit guter Butter - und er hat den „Vollgehalt der Milch". Übrigens gibt es Kraft's Velveta in drei Fettstufen: Voll-, Dreiviertel- und Halbfett.

Wenn Sie Käse in Scheiben bevorzugen - probieren Sie bitte Kraft's Scheibletten! 10 appetitliche, einzeln geformte Scheiben (nicht vom Block geschnitten!) enthält jede Frischhaltepackung, und drei verschiedene Sorten stehen zu Ihrer Wahl: Chester, Holländer und Emmentaler - eine ist so gut wie die andere!



Kostenlos erhalten Sie interessante Rezepte vom Kraft-Beratungsdienst, Abteilung D 26, Lindenberg i. Allg.

KRAFT trifft immer Ihren Geschmack

-denn unter 40 Käsespezialitäten können Sie wählen!

KRAFT schenkt Freude am Essen -

mit vielen schmackhaften Käsespezialitäten! Ja, Kraft macht es Ihnen leicht, „Ihre" Sorte zu finden. Probieren Sie einmal: Dorahm oder Sahne-Käsecreme, die beiden sahnig-zarten Doppelrahm-Käsezubereitungen - Relli, so herzhaft durch Relishgürkchen und edle Gewürze - Käserollen in drei besonderen Geschmacksrichtungen: Salami, Schinkenkäse, Old English - sowie Schnittkäse in vielen ve[...]en Sorten. Fragen Sie bitte Ihren Lebensmittelkaufmann!

Sahne Käse Creme

Salami

8-Cl 2